

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.

Herausgegeben von Ludwig Keller.



Vierter Band.
Drittes und viertes Heft.
März—April 1895.

Berlin und Münster i./w.
Verlag der Comenius-Gesellschaft.
Johannes Bredt in Kommission.
1895.

Der Bezugspreis beträgt im Buchhandel und bei der Post jährlich 10 Mark.
Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt

des dritten und vierten Heftes 1895.

Abhandlungen.

	Seite
Ludwig Keller , Comenius und die Akademien der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts. Zweiter Teil	69
Goswin K. Uphues , Die psychologische Grundfrage	97
K. Sudhoff , Ein Rückblick auf die Paracelsus-Jahrhundertfeier	115

Litteraturbericht.

W. Stieda, Hamb. Handwerker als Studenten etc. — R. Kruske, Georg Israel. — Theod. Längin, Deutsche Handschriften der Grossh. Badischen Hof- und Landesbibliothek. — Anton Gindely, Gesch. der Gegenreformation in Böhmen. — Albert Richter, Neudrucke pädagogischer Schriften. — Rud. Hochegger, Die Bedeutung der Philosophie d. Gegenwart f. d. Pädagogik. — Rich. Sachse, Jakob Thomasius. — Bernh. Münz, Jakob Frohschammer. — E. Meizer, Der Beweis für das Dasein Gottes u. s. w.	123
--	-----

Nachrichten.

Auffassungen der mährischen Brüder über das Alter des evangelischen Glaubens. — Neuere Urteile über die Bedeutung des Meistergesangs. — Zur Geschichte des Johann Clauberg, Professors in Duisburg. — Eine seltene Ausgabe einer Schrift des Comenius (An Exhortation of the Churches of Bohemia etc. 1661)	129
---	-----

Inhalt neuerer Zeitschriften	132
---	-----

Die Monatshefte der C.G. erscheinen **monatlich** (mit Ausnahme des August und September). Die Ausgabe von **Doppelheften** bleibt vorbehalten. Der Gesamtumfang beträgt vorläufig 20—25 Bogen.

Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre **Jahresbeiträge**; falls die Zahlung der letzteren bis zum 1. Juli nicht erfolgt ist, ist die Geschäftsstelle zur Erhebung durch Postauftrag unter Zuschlag von 60 Pf. Postgebühren berechtigt. — Einzelne Hefte kosten 1 Mk. 25 Pf.

Jahresbeiträge und **Anmeldungen**, sowie einmalige und ausserordentliche Zuwendungen bitten wir an das

Bankhaus Molenaar & Co., Berlin C. 2, Burgstrasse
zu senden.

Bestellungen übernehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, die Postämter — Postzeitungsliste Nr. 4296^b — und die Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft, Münster i. W. Wolbeckerstrasse 4^a.

Anzeigen finden durch die Monatsschriften der C.G. in den beteiligten Kreisen weiteste Verbreitung. Die gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 20 Pfg.; bei grösseren Aufträgen entsprechende Ermässigung. Anfragen und Anträge sind an Johannes Bredt, Verlagsbuchhandlung in Münster i. W. zu richten.

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Archiv-Rat Dr. Keller in Münster i. W.**

Monatshefte

der

Comenius-Gesellschaft.

IV. Band.

↪ 1895. ↩

Heft 3 u. 4.

Comenius und die Akademien der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts.

Von

Ludwig Keller.

Zweiter Teil.

Am 1. Mai 1643 gründeten Philipp von Zesen, Dietrich Peterson aus Hamburg und Christoph von Liebenau aus Preussen zu Hamburg eine Gesellschaft¹⁾, die sich Ordnung und Aufgaben der Akademie des Palmbaums zum Vorbild nahm.

Diese Gesellschaft — sie wählte als Abzeichen einen Rosenstock mit drei weissen Rosen — interessiert uns besonders deshalb, weil wir über ihre Verfassung und Bräuche genauer als über andere unterrichtet sind.

Deutlicher als sonst tritt hier der Versuch hervor, die Formen und Bräuche von Gilden und Zünften auf die Akademien zu übertragen, und es ist sehr beachtenswert, dass sich hier die „Poeten“, Gelehrten und Adligen solcher Handwerksformen und Namen bedienten. Es ist wohl möglich, dass einzelne dieser Männer zu Zünften in einem Verhältnis der sog. Liebhaber des Handwerks standen, sicher ist, dass einzelne Vertreter vornehmerer Zünfte, z. B. Maler und Zeichner, auch Mitglieder der Gesellschaft der „Drei Rosen“ oder der „Deutschgesinnten Genossenschaft“ waren.

¹⁾ Wenige Wochen nach Gründung der Gesellschaft begab sich Zesen nach London, wo er kürzere Zeit und dann in den Haag, wo er länger blieb. K. Dissel, Phil. v. Zesen u. d. Deutschgesinnte Genossenschaft. Progr. des Wilhelm-Gymnasiums zu Hamburg 1890, S. 16.

Vielleicht hängt es damit zusammen, dass der Ausdruck „Liebhaber der Kunst“ oder der „Kunstliebende“ im vertraulichen Verkehr zur Bezeichnung eines Mitglieds häufig gebraucht ward.

Der Vorsitzende der Brüderschaft der Drei Rosen — ihre Mitglieder nannten sich Brüder¹⁾ — ward der Oberzunftmeister genannt²⁾; unter ihm standen neun Zunftmeister oder Schreinhalter, welche ihrerseits einer Bank von je neun Zunftgenossen vorsassen. Die Gesamtgemeinschaft war in vier Stufen gegliedert; die Mitglieder der ersten Stufe hiessen Genossen der Rosenzunft, die der zweiten der Lilienzunft, die der dritten der Nägleinzunft u. s. w.³⁾ Die Namen der Mitglieder wurden in Zunftbücher eingetragen und das Gesellschaftskleinod, das die Mitglieder bei den Zusammenkünften trugen, wurde der Zunftschmuck genannt; es bestand in einem rosenfarbenen seidenen Bande, das unten mit einem „Brustpfennig“, oberhalb zur Rechten mit dem Namen der Rosenzunft, zur Linken mit der Zunftglieder eigenem Gesellschaftsnamen, gestickt in himmelblauer⁴⁾ Seide, geziert war.

¹⁾ In einem bei der 25jährigen Stiftungsfeier der „Deutschgesinnten Genossenschaft“ vorgetragenen Gedicht Zesens heisst es:

„Wachset ihr Brüder
In nützliche Glieder,
Zieret einander durch nützlichen Fleiss“ u. s. w.

Dissel, a. O. S. 44.

²⁾ Eigentümlich ist die Bezeichnung „der Grosse“ oder „Magnus“, die sowohl für Zesen als Leiter (Dissel, S. 27), wie für Joachim Jungius als Vorsitzenden der von ihm gegründeten Societät gebraucht wurde (Guhrauer, Jungius S. 238). Der Zunftmeister oder Meister unterschied sich also von dem Ober-Zunftmeister durch den Namen der „grosse Meister“, denn daher rührt offenbar der Ausdruck „der Grosse“. — Fürst Ludwig von Anhalt nennt sich gelegentlich „der Älteste der fruchtbringenden Gesellschaft“ (Krause, Ertzschrein u. s. w. S. 51). Dass dies kein Zufall ist, beweisen die Gesetze der Gesellschaft des „Schwans“, worin es heisst: „Neben dem Haupt oder Fürstehrer sollen zwei Älteste und ein Herold . . . allewege sein“. (Candorins Deutscher Zimber-Swan, Lübeck 1667, S. 172.)

³⁾ Eine besondere Vorliebe zeigt sich für Zahlen-Symbolik, wie überhaupt für Symbolik. Die Rosenzunft umfasste 9 mal 9 Mitglieder, die Lilienzunft 7 mal 7, die Rautenzunft 12 mal 12 u. s. w. Schultz, Sprachgesellschaften S. 92.

⁴⁾ Auffallend ist die Bevorzugung der blauen Farbe; man vergl. die blauseidenen Bänder, die in der Gesellschaft des „Schwans“ u. s. w. üblich waren.

Die Gesellschaft legte nach ihren Satzungen Wert darauf und machte es ihren Mitgliedern zur Pflicht, „die allertugendhaftesten und allertüchtigsten“ Leute für den Bund zu gewinnen; so sehr sie auf die Pflege der deutschen Sprache bedacht waren, so wenig können von der Mehrzahl der Mitglieder, die ja zum Teil Ausländer waren, besondere Verdienste um die Sprache nachgewiesen werden. Auch ward in den Satzungen der Rahmen der Thätigkeit viel weiter gezogen, indem den Mitgliedern zur Aufgabe gemacht ward, „die allernützlichsten Bücher in allerhand Wissenschaften und Künsten... herauszugeben“.1) Diejenigen, die hierzu nicht im stande sind, sollen nach den Satzungen die Herausgabe solcher Bücher durch Geld oder andere Mittel unterstützen. Die Bücher unterliegen vor der Veröffentlichung der Durchsicht des Erzschreinhalters oder des Obermeisters. Die Zunftmeister oder Schreinhalter sind verpflichtet, jährlich mindestens dreimal an den Erzschreinhalter über die Entwicklung ihrer Zunft zu berichten. Es soll zwischen allen Mitgliedern „brüderliche Freundschaft“ gepflogen werden und alles, was „dieses brüderliche Band entbinden und auflösen möchte“, soll vermieden werden — eine Vorschrift, die freilich hier so wenig wie anderwärts treu befolgt wurde, da namentlich zwischen der Drei Rosen-Gesellschaft und dem Palmenorden, trotz Zesens Zugehörigkeit zu letzterem, persönliche Kämpfe ausbrachen, ohne dass wir sagen könnten, wer die erste Ursache zur Verstimmung gegeben hat.

Es verdient im Hinblick auf die engen Zusammenhänge der deutschen Akademien mit den Niederlanden, die wir kennen lernen werden, Beachtung, dass Zesen sich seit 1644 vorwiegend und von 1656 bis 1667 dauernd in Amsterdam aufhielt.2) Im Jahre 1668 kehrte er nach Hamburg zurück und feierte hier im Kreise der Mitglieder das 25 jährige Stiftungsfest der Drei Rosen.

Wer waren nun die Mitglieder? Natürlich waren Niederdeutschland, Hamburg und die Hansastädte stark vertreten, aber es fällt sofort auf, wenn wir die bekannt gewordenen Namen betrachten, dass viele Ausländer darunter waren, besonders wiederum

1) Dissel, a. O. S. 26.

2) Er schreibt 1667, dass er seit 22 Jahren die meiste Zeit als Gast in Amsterdam gelebt habe.

wie in der Akademie des Palmbaums viele Böhmen, Schlesier und Ungarn, aber auch Holländer und Franzosen.

Wir nennen hier u. a. den Joh. Theodor von Tschsch (geb. 1595), der einst im Dienst des Winterkönigs gestanden hatte, dann Rat beim Herzog Johann Christian von Brieg wurde, später fliehen musste und in der Verbannung sich eifrig mit dem Studium der deutschen Mystik beschäftigte, auch einiges über Jakob Böhme herausgab; er war in Palästina und im Orient, lebte lange in Holland und starb 1649 zu Elbing in grosser Dürftigkeit; ferner Gotfried Hegenitz aus Görlitz, Lic. juris und braunschweigischer Rat, Stephan von Lamswärde aus Utrecht, Rüdiger Günther Graf zu Stahremberg aus Österreich, der berühmte Verteidiger Wiens, Martin de Coq aus Wien, der Kunstzeichner der Genossenschaft, Jesajas Rümpler v. Löwenhalt aus Österreich, P. Bense du Puis, ein Franzose, Paul John aus Prag, ein Johanniter-Ritter, Wenzel Scherffer von Scherfenstein aus Schlesien, Sigmund von Birken aus Eger, Ludwig von Hitzfeld aus Cleve, Heinrich Graf von Thurn aus Böhmen, Jakob Rümpler aus Danzig, Dionysius und Matthias Palbitzky von Nemitz, Theod. v. Rolingswert aus Wesel, Benjamin Krause aus Danzig, Matthias von Langen aus Holstein, Frhr. Hans Adolf von Alewein, Joh. Phil. Schmidt aus Strassburg, Joh. Bellin, Rektor zu Wismar, David Schirmer aus Meissen und andere, die sämtlich in den Jahren 1644 bis 1647 aufgenommen wurden.

Auch in späteren Jahren dauerte der Zugang aus den ungarisch-böhmischen Ländern¹⁾, sowie aus den Ostseeprovinzen, besonders aus Preussen, fort²⁾, woher auch der Mitbegründer Hans Christoph v. Liebenau stammte.

Wir nennen aus Hamburg und den Nachbargegenden ausser

¹⁾ Michael Zachäus aus Ungarn, Wilh. von Lilienau aus Schlesien, Christ. Knorr von Rosenroth aus Schlesien, Michael Kreibitz aus Böhmen, Heinrich Böhmer aus Schlesien, Hans Georg Noski aus Böhmen, Balthasar Hartranft aus Schlesien, Georg von Schöbel aus Breslau, Kaspar Niebling aus Schlesien, Daniel und Christoph Kleschen aus Iglo in Ungarn, Philipp Hentsche und Paul Kuntz, beide aus Ungarn u. s. w.

²⁾ So Nicolaus Weisse von Lilienau aus Riga, Christian Otter aus Danzig (1644), Martin von Kempen aus Königsberg, Andreas Brackenhansen aus Elbing, Christian Stephan Tesmer aus Danzig u. s. w.

dem Mitbegründer, Dietrich Peterson: Jakob Schwieger aus Altona, Joh. von Dorna und Joh. Unkel aus Lübeck, Ad. Heinr. Martinetz aus Holstein, Karl Christ. v. Marschalk, Heinrich Friedrichson aus Hamburg, Peter Neukrantz, Georg Niclasson gen. Klausing und Heinrich Hacke ebendaher, Heinr. Rothe aus Lübeck, Martin Pellizer aus Eutin, Kasp. Meier aus Bremen, Kasp. Eggeling aus Lübeck, Peter Finx aus Lübeck, Peter Hessel aus Hamburg, A. D. Habichthorst aus Rostock, P. Georg Krüsike aus Hamburg, M. Bartold Vaget, Niclas Wohnras, Michael Steinfass und Esdras Markus ebendaher. Auch Erfurt, Jena und Dresden stellten Teilnehmer, und eines der berühmtesten Mitglieder, Joost van den Vondel, ein „niederdeutscher Dichtmeister“, weist wiederum auf die Niederlande.¹⁾

In den Jahren 1668 und um 1670 wurden zwei Männer, die aus Elbing stammten, aufgenommen, Daniel Bärholtz und ein Mann, der uns besonders interessiert, **Daniel Comenius**. Johann Amos Comenius hatte vier Kinder, von denen die beiden jüngsten, die Tochter Susanna und der Sohn Daniel — der einzige Sohn — in den Jahren 1643 bis 1647 zu Elbing geboren waren. Daniel, der im Jahre 1663 zu Leeuwarden Studien gemacht hatte²⁾, wurde Prediger und starb im Jahre 1694 auf einer Seereise von Amsterdam nach Danzig.³⁾ Als Daniel der Akademie der Drei Rosen beitrug, war der Vater offenbar noch am Leben; was er that, wird nicht ohne jenes Vorwissen geschehen sein.

Der Anschluss des Daniel Comenius an die Akademie wird um so erklärlicher, wenn man sich die Thatsache vergegenwärtigt, dass Zesen ebenso wie Johann Amos Comenius im Jahre 1656 zu dauerndem Aufenthalt nach Amsterdam kam, und dass beide Männer hier in persönlichem Verkehr standen.⁴⁾ Durch Comenius angeregt besorgte Zesen eine deutsche Übersetzung von dessen *Vestibulum*⁵⁾, und es ist mehr als wahrscheinlich, dass Zesen den Daniel Comenius im Hause seines Vaters kennen gelernt hat.

Es ist merkwürdig, dass Harsdörfer gelegentlich an den Fürsten Ludwig v. Anhalt schreibt, Zesen habe „in Nieder-

¹⁾ Siehe die Mitgliederliste bei Dissel, a. O. S. 58 ff.

²⁾ Patera, Briefwechsel des Comenius S. 263.

³⁾ Kvacšala, Comenius S. 470.

⁴⁾ Dissel a. O. S. 42.

⁵⁾ Das Nähere in den M.H. der C.G. 1894 S. 339.

land¹⁾ eine neue Gesellschaft an- und aufgerichtet“; gleichviel, ob damit Holland oder Niederdeutschland gemeint ist, so scheint es kein Zweifel, dass die Mehrzahl der ersten Mitglieder in den Niederlanden gewonnen worden ist²⁾ — eine immerhin merkwürdige Thatsache, wenn das ausschliessliche Ziel auf Reinigung der deutschen Sprache gerichtet war.

Die Beziehungen, in denen die Gesellschaft Zesens zu der „Deutschen Societät“ des Palmbaums stand, waren vielfach durch persönliche und, wie es scheint, auch durch sachliche Meinungsverschiedenheiten getrübt. Es fällt auf, dass die Zahl der Geistlichen in der „Deutschgesinnten Genossenschaft“ viel grösser war als im Palmbaum, und das stimmt damit überein, dass Zesen sich kirchlicher hielt als viele Angehörige der deutschen Societät. In einem sehr wichtigen Punkte aber dachte er ebenso wie alle Mitglieder des Palmbaums: er war ein entschiedener Verfechter der Glaubens- und Gewissensfreiheit und ein Gegner der Verfolgungssucht, wie sie damals in allen herrschenden Kirchen gebräuchlich war. In zwei eigenen Schriften, die er den Städten Zürich und Bern widmete, ist er für diese Grundsätze öffentlich in die Schranken getreten. „Lasset ab, ihr Gewissenszwinger“, sagt er darin, „ihr Glaubensdringer, die ihr Gott die vollgewaltige Herrschaft über die Seelen der Menschen, die er allein ihm vorbehalten, abdringet, lasset ab von den bedrängten Christen, Euren freigeborenen Mitbürgern“ u. s. w.³⁾

Auch sonst teilte er die grossen Gesichtspunkte, die den Stiftern des Palmbaums vorschwebten, indem er wie sie für die Ausgleichung der Gegensätze der Nationen, der Kirchen und der Stände kämpfte, und es ist bezeichnend, dass er ernstlich beabsichtigte, für die Abschaffung überflüssiger Titel einzutreten und zu wirken.⁴⁾

Überhaupt ist Zesen als Mensch eine achtungswerte Erscheinung, und die ungünstigen Urteile, die über ihn noch heute

¹⁾ Caesius, der sich jetzt Zesiens schreibt, „habe in Niederland eine neue Gesellschaft an- und aufgerichtet“. „Und weil auch in Welschland unterschiedliche dergleichen Akademien und vielmals Einer zweien oder dreien (Akademien) mit absonderlichen Namen zugethan, hat er des ‚Spielen den‘ (Harsdörfers) Person auch dazu eingeladen“. (Krause, Ertzschrein S. 336.

²⁾ Vgl. Dissel, Philipp v. Zesen S. 22.

³⁾ Dissel a. O. S. 51.

⁴⁾ Dissel a. O. S. 57.

im Schwange sind, gehen auf dieselben trüben Quellen zurück, die wir zu Eingang unseres Aufsatzes charakterisiert haben.

Es ist zu bedauern, dass wir über die „Strassburger Societät“ (Societas Argentinensis), über die wir aus dem Jahre 1633 die ersten Nachrichten erhalten, verhältnismässig schlecht unterrichtet sind. Um dies Jahr nämlich erscheint zu Strassburg die „Aufrichtige Gesellschaft von der Tanne“, und als ihr Stifter gilt Jesajas Rumpler von Löwenhalt.

Das Geschlecht, aus welchem Rumpler stammte, war ein österreichisches, und Jesajas war um das Jahr 1610 in Wiener Neustadt geboren. Am 23. Sept. 1628 ward er als Studierender der Rechtswissenschaft in die Matrikel der Universität Strassburg eingetragen und erscheint hier als Schüler Matthias Berneggers, der sich seines Landsmannes wie ein väterlicher Freund annahm.¹⁾

Da wir die Beziehungen Berneggers zu den Naturphilosophen und zu den Mitgliedern italienischer Akademien bereits kennen²⁾, so ist die Annahme, dass Rumpler die Gesellschaft der Tanne ohne Vorwissen Berneggers ins Leben gerufen haben könne, um so mehr ausgeschlossen, als die Tannen-Gesellschaft nach Rumplers eigenem Zeugnis nach dem Vorbild italienischer Akademien gegründet worden war und Rumpler die Schaffung solcher Akademien auch an anderen Orten zur Förderung der Wissenschaften für wünschenswert erklärt.³⁾

Die uns bekannten Teilnehmer der Tanne waren meist Studenten, und die Zahl der Mitglieder war von vornherein beschränkt. Es ist kaum anzunehmen, dass diese jungen Leute den Versuch hätten wagen können, eine Gesellschaft zur Förderung der deutschen Sprache zu gründen, wenn sie nicht an geistesverwandten Männern und Richtungen einen Rückhalt besaßen,

¹⁾ S. den Artikel Martins über R. in der Allg. D. Biogr. XXIX, 673.

²⁾ M.H. der C.G. 1895 S. 20 ff.

³⁾ Im Ersten Gebüsch seiner Reimgedichte, die zu Strassburg im Jahre 1647 erschienen, sagt er: „Es wäre zu wünschen, dass man in löblichen Wissenschaften da und dort anlege, wie in Italien gebräuchlich ist, alwo beinahe in allen Stätten Akademien (wie sie es heysen) gefunden werden.“

und gerade die Thatsache, dass es Studierende waren, legt die Vermutung nahe, dass es sich hier ebenso nur um die Schaffung einer Pflanzschule handelte, wie es z. B. bei der Gesellschaft des Schwans der Fall war.

Ausser Rumpler war auch ein anderer Schüler Bernegggers, dessen nachmaliger Schwiegersohn Joh. Freinsheim (1608—1660), Mitglied der Akademie der Tanne. Freinsheim, dessen hervorragende wissenschaftliche Tüchtigkeit schon die Zeitgenossen anerkannten,¹⁾ konnte in Deutschland keinen Wirkungskreis an einer Hochschule finden und folgte daher im Jahre 1642 einem Rufe, den der Freund und Patron des Comenius, der Kanzler der Universität Upsala, Joh. Skytte²⁾, an ihn ergehen liess; im Jahre 1656 ernannte ihn Karl Ludwig von der Pfalz zum kurfürstlichen Rat, derselbe Kurfürst, der auch ein anderes ausgezeichnetes Mitglied der Akademie der Tanne, G. R. Weckerlin, zu seinem Rat machte; vielleicht war es kein Zufall, dass Karl Ludwig Mitglied des Palmbaums war und beide Männer persönlich kannte³⁾. Ferner werden als Mitglieder der Tanne Matthias Schneuber, der im Jahre 1648 auch Mitglied des Palmbaums wurde, Sam. Thiederich und Hecht (Lucius) genannt. Mit Zesen, Rist und Harsdörfer war der Stifter der Tanne, Jesajas Rumpler, befreundet.

Unter den Mitgliedern verdient G. R. Weckerlin besondere

¹⁾ S. über ihn Allg. D. Biogr. VII, 348 f.

²⁾ Über die Beziehungen Skyttes zu Comenius s. Patera, Briefwechsel etc. S. 59. 61 und 73.

³⁾ In dem Schediasma de Instituto Societatis Philoteutonico-Poeticae (Lipsiae 1722) S. 25 findet sich die Nachricht, dass Karl Ludwig dem Weckerlin einen goldenen Becher mit folgenden Versen geschenkt habe:

Vom Goldhärigen Gott (?) empfangе diss Geschenk
 Die Schwestern Neun hiemit sind Deiner eingedenk
 Seind (?) Gnad und ihre Gunst Dir klärlich zu beweisen
 Haben sie nicht gespahrt die silbern Hufeysen
 Des Pegasi, daraus sie dis Pocal formirt,
 Und mit der Quint-Essenz
 Aganipps Quell geschmirt etc.

Es sind in diesen Versen offenbar verschiedene Druck- oder Lese-Fehler. Der „Goldhärige“ ist unzweifelhaft ein Gesellschaftsname; die Ausdrücke Quint-Essenz und Aganipps-Quell deuten auf eine Societät von „Alchymisten“ hin, der beide Männer angehört haben.

Beachtung; er war bereits im Jahre 1584 geboren und gehörte also der älteren Generation dieses Freundeskreises an. Von 1601 an hatte er in Tübingen studiert, dann grosse Reisen gemacht und war 1610 Sekretär des Herzogs von Württemberg geworden. Nach England berufen (wir wissen nicht von wem), arbeitete er als Sekretär in der Londoner Kanzlei unter vier Staats-Sekretären und starb zu London im Jahre 1653; auch mit Jul. Wilh. Zinkgraf (1591—1635)¹⁾ war er befreundet und mit Oxenstierna stand er in Briefwechsel.²⁾

Weckerlin tritt uns in London als Mitglied jenes Freundeskreises entgegen, dem auch Comenius angehörte. Th. Haack aus Worms, Samuel Hartlieb aus Elbing, Joachim Hübner, Joh. Paraeus, Joh. Pell u. s. w. waren seine Freunde und Gesinnungsgenossen, die er zum Teil in seinen Oden verherrlicht hat. Er lebte seit mindestens 1622 in London und wurde 1624 Unterstaatssekretär. Dabei unterhielt er sowohl mit den Niederlanden — seine „Gaistlichen und weltlichen Gedichte“ erschienen bei demselben Verleger in Amsterdam (Johan Jansson), der auch Schriften des Comenius druckte — wie mit Deutschland. Im Jahre 1649 wurde John Milton Weckerlins Nachfolger als Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten.³⁾

Noch im Jahre 1680 lebt die Gesellschaft in der Erinnerung Christian Weises als die Tannenzunft.

Im Jahre 1644 stiftete Philipp Harsdörfer⁴⁾, den wir ja in dieser Bewegung bereits kennen, zu Nürnberg eine Gesellschaft gleichen Charakters, die später unter dem Namen des Blumenordens bekannt geworden ist und die, wie man weiss, sich als litterarische Gesellschaft bis auf diesen Tag erhalten hat.

¹⁾ Über Z. s. Goedeke, Grundriss III², 35.

²⁾ Über Weckerlin s. Reifferscheid, Quellen zur Gesch. des geistigen Lebens u. s. w. Register s. v.

³⁾ Vgl. Georg Rudolf Weckerlins Gedichte, hrsg. v. Hermann Fischer. Tüb. 1895. Bd. II. (Publ. des Litt.-Vereins. Bd. 200.)

⁴⁾ Harsdörfer war zugleich in mehreren Akademien Mitglied, wie dies auch in Italien bei einzelnen hervorragenden Gliedern Sitte war.

Harsdörfer bediente sich bei der Gründung besonders der Hülfe eines jungen Theologen Joh. Klai, der 1647 Lehrer an S. Sebald wurde, und Sigmunds von Birken; der letztere stammte aus Böhmen (geb. 25. April 1626), wo sein Vater zuerst in Frauenreuth und dann in Wildenstein als Pfarrer wirkte¹⁾ und mit anderen böhmischen Flüchtlingen im Jahre 1632 nach Nürnberg kam. Im Jahre 1645, kurz nach seinem Anschluss an den Orden, wurde er auf Empfehlung Harsdörfers an Justus Georg Schottelius²⁾ dessen Collaborator als Hofmeister am Hofe Herzog Augusts von Braunschweig in Wolfenbüttel und Erzieher der Prinzen Anton Ulrich und Ferdinand Albrecht.³⁾

Weder über die ersten Anfänge noch über die frühesten Satzungen des Ordens sind bestimmte und verlässliche Nachrichten an die Öffentlichkeit gelangt. Die älteren Satzungen sind nie bekannt geworden, obwohl solche, wie wir wissen, vorhanden waren; im handschriftlichen Original sind sie verschwunden. Wir kennen Ordenssatzungen erst aus dem Jahre 1718, wo der Charakter des Ordens bereits wesentliche Veränderungen erfahren hatte. Es scheint, dass Harsdörfer seiner Akademie die Satzungen der Akademie der „Intronati“ zu Siena zu Grund gelegt hat. In seinen „Gesprächspielen“ (1645) lobt er diese Satzungen und empfiehlt sie als Vorbild; indem er sie auf deutsche Verhältnisse anwendet und umdeutet, erwähnt er als erste Satzung die Vorschrift: „Die Feinde der Tugend und der Teutschen Heldensprache sollen hier nicht zugelassen werden“, und empfiehlt als zweite Vorschrift: „Du aber bete andächtig,

¹⁾ Näheres in dem Aufsatz von Aug. Schmidt, Sigmund v. Birken, gen. Betulius (1626—1681), in der Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Pegnesischen Blumenordens in Nürnberg. Nürnberg. 1894. S. 481 ff.

²⁾ In Schottelius, dem Schüler des Jungius und dem Freunde von Leibniz, besaßen die Akademien eine hervorragende Kraft. Schottelius war im Jahre 1612 zu Einbeck geboren, hatte in Leyden Rechtswissenschaft studiert, kam als Conrektor nach Einbeck und später an den braunschweigischen Hof. 1633 wurde er mit dem Brudernamen „der Suchende“ Mitglied des Palmbaums, 1646 als „Fontano“ der Akademie an der Pegnitz. Er schrieb 1669 eine „Ethica. Sitten- oder Wolllebenkunst“ und viele religiöse Schriften. Ein neuerer Forscher nennt ihn den Jacob Grimm des 17. Jahrh. S. Allg. D. Biogr. XXXII, 407 ff.

³⁾ Auffallend sind die Beziehungen Birkens zu Mystikern wie Joh. Georg Gichtel († 1710) und anderen; sie verdienen eine nähere Untersuchung.

studiere fleissig, sei fröhlichen Gemüts, beleidige Niemand.“¹⁾

Der neueste Geschichtschreiber des Blumenordens, Th. Bischoff, hat die sehr wahrscheinliche Vermutung ausgesprochen, dass Harsdörfer sich die Akademie, die er gründete, ebenso als eine Art Pflanzschule für die über ganz Deutschland verbreitete Akademie des Palmbaums dachte, wie Joh. Rist²⁾ dies erweislich mit dem von ihm gegründeten Schwanenorden gethan hat; die Bezugnahme Rists auf die gleiche Absicht des Pegnesischen Ordens³⁾ macht diese Vermutung doch nahezu zur Gewissheit.

Dass Sigmund von Birken in der Zeit, wo er den Orden an der Pegnitz leitete, die Gesellschaft des Palmbaums als einen Orden höherer Ordnung betrachtete, geht aus seiner eigenen Erklärung hervor. Die Mitglieder des Blumenordens trugen das Ordens-Kleinod in der Form eines thalergrossen Silberstücks an einem Ordensband von grüner Seide und als Birken einst gefragt ward, weshalb die Mitglieder nicht ein goldenes statt eines silbernen Kleinods trügen, antwortete er: „Das Gold überlassen wir den höheren Orden“ und deutete damit auf den Palmenorden, in den Birken selbst erst im Jahre 1658 Aufnahme gefunden hatte.⁴⁾ Im Jahre 1679 ward er auch Mitglied der Akademie dei Ricovrati, die in Padua und in Venedig wirkte.⁵⁾

Unter den Begründern und ersten Mitgliedern des Blumenordens fehlt der Name Michael Dilherrs; gleichwohl hat er

¹⁾ Th. Bischoff, a. a. O. S. 208.

²⁾ Über Rist vgl. Th. Hansen, Joh. Rist u. s. Zeit. Lpz. 1872.

³⁾ Rists Absicht war, dass „aus solcher Gesellschaft sowohl als aus dem Pegnesischen gleichsam wie aus einem Pflanzgarten ein und anderes geschicktes und würdiges Mitglied genommen und nach Abgang der alten und gelehrten fruchtbringenden Gesellschaftern, in den höchstbelobten durchlauchtigsten Palmen-Orden möchten versetzt werden.“ Bischoff a. O. S. 209.

⁴⁾ Näheres bei August Schmidt, a. O. S. 511 f. Das Sinnbild des Kleinods war seit Birkens Zeit die Granadilla (Passionsblume). Über der Blume stand: „Die Blumengesellschaft“, unter derselben: „Alles zur Ehre des Himmels“. Die Rückseite zeigte die siebenfache Rohr-Pfeife mit der Umschrift: „Alle zu einem Ton einstimmend.“ Es ist derselbe Gedanke, der auf dem Titelbilde eines Harsdörferschen Buchs durch die Darstellung von sieben Männern, die an einem Strick ziehen, zum Ausdruck kommt.

⁵⁾ Über diese Akademie s. unter anderen J. C. Wagenseil, De Civitate Norimbergensi commentatio 1697 p. 451.

die mit der Zeit immer mehr hervortretenden religiösen Neigungen des Ordens wesentlich gefördert und sogar eine Stiftung zu Gunsten desselben gemacht, die diesem sehr zu statten kam.

Wenn man die Beziehungen des Comenius zu Harsdörfer und der Endterschen Buchdruckerei ins Auge fasst,¹⁾ so verdient es Beachtung, dass schon im Jahre 1646 ein Böhme, der als Korrektor bei Endter thätig war, Johann Sachss, in aller Form Mitglied des Ordens wurde²⁾ — eine besondere Auszeichnung, da die Auswahl mit grosser Vorsicht getroffen wurde und von 1644—1658 nur dreizehn Aufnahmen stattfanden.

Es ist überhaupt ganz unverkennbar, dass es überall — wir werden das betreffs der Londoner Akademie noch besonders darthun — die Glaubensflüchtlinge waren, und zwar nicht bloss die böhmisch-mährischen oder deutsch-österreichischen, die an den Gesellschaften stark beteiligt sind, teilweise sogar ihre Stifter waren. Dies tritt auch in Nürnberg hervor, wo seit der Schlacht am Weissen Berge sich eine immer grössere Zahl von Vertriebenen sammelte. So nahmen z. B. an dem Begräbnis eines Mitglieds der Fremden-Gemeinde im Jahre 1639 nicht weniger als 39 exulierende Geistliche teil, darunter der bereits erwähnte Daniel Betulius (von Birken, † 1642), der ausser seinem Sohn Sigmund noch zwei Söhne, Christian und Joh. Salomo, dem Orden zuführte.

Gross war auch die Zahl der Vertriebenen von Adel, die mit den Nürnberger Patriziern, auch mit Harsdörfer (der ihnen sein Haus auf dem Rossmarkt überliess), in mannigfache Beziehung traten. An der Spitze der Adels-Colonie stand durch Alter und Ansehn Gallus Frhr. von Räknitz (geb. 1590 zu St. Ulrich im Herzogtum Steyer, † 1658), der mit dem bekannten Mitglied des Palmbaums Ottavio Piccolomini befreundet war; ferner werden genannt die Dachsberg, Dietrichstein — Rud. v. Dietrichstein gehörte dem Palmbaum an —, Eyk, Erna, Herberstein, Hofmann, Hostelsberg, Heyleck, Jörgen, Khevenhüller, Leininger, Lichtenberg, Mordax, Moschkau, Prank, Praunfalk, Regal, Speidel,

¹⁾ Th. Bischoff a. O. S. 215.

²⁾ Fast sämtliche Schriften der Mitglieder des Ordens sind in Nürnberg bei Michael Endter gedruckt; über die Beziehungen des Comenius zu Endter s. Reber, C. u. die Sprachgesellschaften 1895 S. 40 ff.

Tannhauser, Teuffenbach, Traun, Volkersdorf, Welz, Windischgrätz, Wurmbbrand, Zinzendorf¹⁾ u. a.²⁾

Waren diese sämtlich Mitglieder der österreichischen Kolonie, so gab es auch noch andere Exulanten von Adel um diese Zeit dort, z. B. Joh. Philipp Geuder von Heroldsberg — Mitglied der Akademie des Palmbaums —, Hans Fuchs, G. Friedrich von Crailsheim, H. Georg von Mussloe, Hieronymus von Eglofstein, Hans Georg und Hans Karl Richter von Kornberg³⁾, und mit vielen von ihnen unterhielt besonders Dilherr regen geistigen Verkehr, auch erscheinen einzelne unter den Angehörigen des Blumenordens. Aus der Zahl der letzteren mögen hier folgende genannt sein: Johann Rist, J. G. Schottel, Phil. Jac. Osw. von Ochsenstein, Ferd. Ad. Frhr. von Pernauer, J. Ph. Geuder, J. K. Schürholtz, Joh. Fr. Riederer, Sam. Hund aus Meissen, Gotfried Polycarp Müller, Christoph Arnold, Christ. Frank, S. J. Holzschuher, Christoph Fürer, J. K. Scheurl, Dan. Bärholtz, Johann Helwig, Joh. G. Volckamer, Anton Burmeister aus Lüneburg, Fr. Lochner aus Oels in Schlesien.⁴⁾

Harsdörfer hat in seinen „Gesprächspielen“ die Grundsätze, Absichten und Ziele des Blumenordens wie der übrigen Akademien weiteren Kreisen in harmlosem Gewande zu vermitteln und für die Anschauungen des Bundes Freunde zu gewinnen gesucht. Es wäre der Mühe wert, die „Gesprächspiele“ darauf hin einer eingehenderen Prüfung zu unterziehen; hier sei nur darauf hingewiesen, wie der Verfasser im fünften Teile seiner Schrift für die Einführung der Muttersprache in den Unterricht der Schulen eine Lanze bricht.⁵⁾ Auch sind die „Gesprächspiele“ die erste aus gebildeten Kreisen stammende Schrift, die den Meistersingern und ihren Bestrebungen wieder Gerechtigkeit widerfahren lässt.

¹⁾ Otto Heinrich von Zinzendorf zahlte im Jahre 1628 für 1½ Jahre 500 Gg. Schutzgelder an die Stadt.

²⁾ Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1855 S. 161 ff. (von Lochner).

³⁾ Anzeiger etc. S. 217.

⁴⁾ S. Goedeke, Grundriss III, 18 und Th. Bischoff a. O. S. 211 f.

⁵⁾ Derselbe Harsdörfer war der erste, der die Errichtung von Lehrstühlen für die deutsche Sprache an den Universitäten forderte. Vgl. Reber, Comenius u. s. Beziehungen zu den Sprachgesellschaften. Lpz. 1895. S. 24.

Wichtige Aufschlüsse über die Gesellschaft an der Pegnitz und über die persönlichen Beziehungen, in denen namentlich Sigmund von Birken gestanden hat, dürften sich aus dem noch erhaltenen Archiv des Blumenordens gewinnen lassen. Es befindet sich darin u. a. ein Album Birkens, das „dem Theuren Fruchtbringenden auch Fürtrefflichen Blumengenossen und Kunstliebenden“ gewidmet ist und sehr viele Eintragungen angesehener Zeitgenossen enthält. Die der Zeit nach ältesten Einzeichner sind Christian Dietrichstein und Harsdörfer aus 1645. Auch Herzog August von Braunschweig steht mit einem Denkspruch darin (1648). In einem andern Album mit vielen Eintragungen findet sich folgender Vers:

Was dort der edle Strephon (Harsdörfer)
 Hat ersonnen:
 Das Blumenband,
 Daran hat Floridan (Birken) hier fortgesponnen
 Am Pegnitz-Strand.
 Thut, was Ihr thut
 Belobte Hirten-Brüder!
 Gott, Tugend, Sprach!¹⁾

Um das Jahr 1660 begegnet uns in den Elbgegenden der Schwanen-Orden an der Elbe oder die elbische Gesellschaft des Schwans, als deren Begründer Johann Rist, damals Prediger zu Wedel bei Altona, genannt wird. In den Satzungen begegnet keinerlei Bestimmung, die den Mitgliedern die Sprachreinigung zur Aufgabe macht, und die Bruder-Namen, die die Gesellschaft in Gebrauch nahm, waren sämtlich fremdländischen Ursprungs.

Unter den Mitgliedern werden genannt: G. W. v. Werthern, der das Amt des „Reichsthürhüters“ bekleidete; ferner Matthäus Merian, der als Maler, Radierer, Buchhändler und Kunstverleger bekannt ist (geb. 1621 in Basel) und vom Grossen Kurfürsten, den er porträtierte, zum brandenburgischen Rat ernannt wurde, Daniel Bärholtz, geb. 1644 zu Elbing, Erzieher mehrerer

¹⁾ S. Th. Bischoff a. O. S. 237. — Wir sind gern bereit, wichtigere Nachrichten aus dem Archiv des Blumenordens in unseren Monatsheften zu veröffentlichen.

Grafen zu Solms und später Bürgermeister in seiner Vaterstadt (1685), Conrad von Hövel, G. Grefflinger, Fr. S. Zamehl in Elbing, Christoph Horn, L. Kraust in Danzig, Fr. Hofmann, Conrektor in Elbing, Joh. Gorgias aus Kronstadt in Siebenbürgen, J. Noltenius in Braunschweig, Jeremias Erbe, „Lautenist“, d. h. Musiker, Martin Stubritz, Gotfried Wilhelm Sacer, Georgius Schöneberg, Anton Burmeister, Johannes Wolken, Franz Joachim Burmeister, Constantin Christian Dekekind, Friedrich Heinrich Sager, Gothilf Treuer, Georg Heinrich Weber, Karl Taut, Joh. Praetorius, Michael Franke, Brandanus Langejanus, Michael von Lankisch, Samuel Sturm, Jakob Sturm, Daniel Pauli, Phil. Jakob Oswald von Waldeneg, Daniel Neuberger, Benjamin Winkeler von Winkelfels, Joh. Grüwel, Martin Kemp, Georg Strube, Georg Nicolai aus Hamburg. Auch Gabriel Voigtländer, Hofmusikus des Königs Christian V. von Dänemark, ein Freund Rists, der selbst Musikkenner war, scheint Mitglied gewesen zu sein, was der Thatsache entsprechen würde, dass in den Kreisen der Akademien ebenso sehr der Musik, wie der Dichtkunst — beide verschönten ihre Versammlungen — besondere Pflege zu teil ward.¹⁾

Auch in diesem Freundeskreise begegnen die Glaubensflüchtlinge und zwar sind sie hier vertreten durch Joh. Brzetislaw Mislick, Freiherrn von Hirschhof aus Böhmen, der, wie wir durch Rist hören, in der Alchymie und der Mechanik erfahren war. Rist widmete ihm im Jahre 1642 einen Teil seiner „Himmlichen Lieder“. Herr von Mislick war selbst deutscher Dichter und verfasste u. a. „Ein Hirten-Geräthe Eines Christlichen Hirten, der seine Schafe in der Fremde weidet“. Er lebte noch im Jahre 1658.²⁾ Vielleicht liegt in dem Gebrauch des Ausdrucks „Christlicher Hirte“ ein Fingerzeig für die Deutung des in diesen Kreisen oft gebrauchten Wortes. Denn dass die aus dem Hirtenleben entnommenen Namen der „Pegnitzschäfer“ ebenso lediglich eine Mummerei waren, wie manches andere, steht zweifellos fest, lässt aber zugleich vieles, was uns albern und geschmacklos vorkommt, vom Stande des Eingeweihten aus in anderem Lichte erscheinen. Es war die symbolische Hülle sehr ernster Gedanken und Ziele.

¹⁾ Es wird dies bestätigt von Goedeke, Grundriss zur Geschichte d. deutschen Dichtung III, 121.

²⁾ Vgl. Goedeke, a. O. III, 92.

Im Jahre 1667 veröffentlichte Joh. v. Hövel, der den Gesellschafts-Namen Candorin führte, unter dem Titel „Deutscher Zimber-Swan“ zu Lübeck eine Verteidigungsschrift des Ordens, die uns über die Ziele und die Verfassung desselben einige Nachrichten giebt, die von Interesse sind¹⁾, die offenbar aber nur das enthalten, was man der Öffentlichkeit preiszugeben beabsichtigte.

In der ersten Abteilung (S. 22 f.) spricht der Verfasser seine Freude aus, dass „die Taube, so eine Weile etwas einfältig verborgen gewesen“, jetzt „frei, ungehindert vor den Lästermäulern, Lügen-Raben . . . mit dem lieblichen Schwane . . . zu Gottes Wohlgefallen und der Menschheit Wohlfahrt im hellen Lichte der Ehre einher- und auffliegen“ könne.

Dann folgt eine Aufzählung der sieben freien Künste, sieben Wissenschaften und sieben Haupttugenden; auf diese Sieben sowie auf die sieben Gaben des h. Geistes heisst es (S. 28) „ist der Hochlöbl. ädele Swan-Orden gebauet“. „In Erwägung, (dass) er ein solcher Orden ist, drinnen man allerhand Erkenntnisse der Natur und Wissenschaften sich beflisset, manghe herliche Wärke und Künste zu Gottes Ehren und der Menschen Bäten zuwege bringt, stehet er freilich in Ehren zu halten und aller Ende und Orten hochzuachten“.

Der Verfasser lässt es sich angelegen sein, das Recht zur Errichtung einer solchen „Weisheits-Zunft“ gegenüber ihren Feinden darzuthun und verweist dabei auf Baco von Verulam.

Bei der Darstellung der Verfassung und Bräuche des „Schwans“ beruft sich Hövel besonders auf das „Collegium Carpo-phorum“ oder das „Collegium Solis“²⁾, d. h. die fruchtbringende oder „Grosse Gesellschaft“, nach deren Vorbild ebenso

¹⁾ Candorins deutscher Zimber-Swan, darin des Hochlöbl. ädlen Swan-Ordens Anfang, Zunämen, Bewandniss, Gebräuche, Satzungen, Ordensgesetze samt der Hoch-ansäuel. Gesellschafter Ordens-Namen entworfen. Lübek, verlägts Michael Volk etc. 1667. (Univ.-Bibl. in Göttingen.)

²⁾ In dem „Teutschen Palmbaum“ (1647) S. 11 heisst es in ähnlich symbolischer Weise:

Das Teutsche Sprach- und Tugend-Licht
Von treuen Händen aufgericht
Noch endlich durch die Nächte bricht.

Auch sonst kehrt vielfach auf Bildern und in Versen die Sonne wie das Licht wieder.

der elbische Schwanen-Orden wie andere Gesellschaften eingerichtet seien (S. 62).

In der dritten Abteilung (S. 84 ff.) will Hövel den Vorhang des Schwanen-Ordensgerüsts „aufziehen und den neugierigen Zuschauern eröffnen“ und er erzählt dann vieles von Mönchsorden, Ritterorden und angeblich dem Schwanen-Orden ähnlichen Gesellschaften, was mehr zur Irreleitung als zur Aufklärung geeignet ist.

Interessanter ist, was Hövel über die Abzeichen und Symbole des Elbe-Schwanes¹⁾ zu erzählen weiss: „das rechte Ordenszeichen, sagt er, so in der Zusammenkunft getragen wird, ist ein blaues Seidenband (von) des Hosenbändels (La Jarretiere) Farbe, unten mit einem güldenem dran hängenden Swan geziret“. (S. 119.) „Gleich wie einer Gesellschaft Kettenglieder auf den Orden zilen, also sihet ein Gebäude auf die Bundgenossenschaft“ . . . „Ein Band bedeutet gute Wirkung, Einigkeit, Bestand; dass er (der Band) (von) Seiden, weist solches auf Herligkeit, Unstärbligkeit, Aufleben u. s. w.; die blaue Farbe ist eben so herrlich wie die weisse . . . Unser blauen Herolds-Farbe Bedeutung ist herzliche Andacht gegen Gott, Glaube, Gerechtigkeit, Herrligkeit, Treue u. s. w.; der Schwan ist eine Anzeige der Treue, Liebe, Dicht-Sing- Spielkunst, Weisheit, Wissenschaft“ u. s. w.

Es tritt uns hier wie in den übrigen Akademien ein ausgebildetes System von Zeichen und Symbolen entgegen, das weit mehr war als ein zufälliges Beiwerk, vielmehr einen wesentlichen Teil der ganzen Organisation bildete. Wir verzichten hier auf näheres Eingehen und verweisen nur auf die Figuren und Zeichen der Titel-Kupfer, wo sich neben dem Schwan, der von Gold an einer Kette hing, auch vier Rosen gemalt finden und wo ein Wappen angebracht ist, in dessen viertelligem Schild sich wiederum zwei Rosen finden; über das Schild zieht sich ein Band, das drei Muscheln trägt. Es ist nicht zweifelhaft, dass hiermit ebenso Anspielungen bezweckt sind, wie mit einem anderen Bilde, auf dem der Schwan rechts von einem Kreuz

¹⁾ Auffallend ist, dass der Zusatz Elb-Schwan oder elbischer Schwanen-Orden so besonders betont wird. Man wird daran erinnert, dass es nach den Angaben des „Teutschen Palmbaums“ (1647) S. 14 auch eine „Schwanen-Gesellschaft“ in den clevischen Landen gab; über ihre Entstehung u. s. w. erfahren wir nichts; sie führte ebenfalls den Schwan im Kleinod.

(gebildet durch drei Arme) und links von einer Säule und einem nach rechts schreitenden Ritter mit geschlossenem Visir umgeben ist.

Der „Zimber-Schwan“ hat sich in Anlage und Ausführung den „Teutschen Palmbaum“ Hilles zum Vorbild genommen, der ebenso wie jener eine Anzahl interessanter Kupfer mit bildlichen Darstellungen symbolischer Art enthält, die dem Eingeweihten manches sagen sollten, was der Verfasser nicht durch den Druck gemein zu machen wünschte; man sieht daraus zugleich, dass die Symbolik beider Gesellschaften sich fast derselben Zeichen bediente.

So sieht man auf dem Titelpuffer des „Teutschen Palmbaums“ im Vordergrund zwei Säulen, die eine mit Lorbeer, die andere mit zwei verschlungenen Händen und drei Herzen belegt, die einen mit schwarzem Tuch belegten Altar, der sich in drei Stufen von cubischen Steinen aufbaut, flankieren. Vor letzterem stehen zwei sich umarmende Kinder, darunter der Spruch „Fried und Freud küsset sich mit der Einigkeit“, die Worte „Fried und Freud“ unter der linken, „Einigkeit“ unter der rechten Säule. Auf dem Altar liegt ein Lorbeerkranz, ein Scepter und eine Krone, sowie eine Herzogsmütze. Im Hintergrund sieht man links vorn ein einzeln stehendes Gebäude, das Haus der Gesellschaft (Collegium) versinnbildlichend, von Bäumen umgeben und dahinter einen gezackten Uferrand mit Landschaft, rechts eine Burg auf hohem Berg, die bekannte „Christenburg“ oder die „Stadt auf dem Berge“ (Matth. 5, 14) darstellend.

Eben die hier gebrauchten Zeichen kehren dann in der verschiedensten Verbindung wieder. Unter der Überschrift: „Vierständiges Sinnbild des Suchenden“ sieht man vier Medaillons, auf dessen erstem man den Berg mit einer Kapelle, auf dem zweiten die Sonne, die eine Landschaft mit Palmen erhellt, auf dem dritten ein Zimmer, worin ein mit einem Teppich bedeckter Tisch und einem offenen Buche, in einer Nische ein Zirkel, zwei Globen und ein Ritterhelm sichtbar sind; auf dem vierten sieht man eine auf einer Anhöhe stehende Säule, umhangen von dem Ordensband nebst Kleinod und umgeben von einer Versammlung von Männern, die zu der Säule emporschauen.

Gleich darauf bringt der „Palmbaum“ ein „Dreyständiges Sinnbild“ in drei Medaillons, deren erstes links einen Berg darstellt, während rechts eine Landschaft mit Bergen, Gebäuden und

einem Fluss mit zackigem Uferrand sichtbar ist. Das Ganze wird von der Sonne beschienen, der ein Adler entgegenfliegt.¹⁾

Auf einem andern „Dreyständigen Sinnbild“ sieht man drei brennende Lichter abgebildet, deren jedes auf einem mit einem Teppich bedeckten Tisch steht; der Teppich ist in Rechtecke geteilt, deren jedes eine Rose zeigt.

Sehr merkwürdig ist ein Kupfer, das sich auf S. 19 findet. Der Beschauer sieht links in ein Gemach, in welchem vier Männer an einem Tisch sitzen und an dessen Eingang ein fünfter mit der Hellebarde bewaffnet Wache hält. Auf dem Tische, der mit einem Teppich bedeckt ist, liegen oder stehen das Winkelmass, ein Zirkel, ein Globus und ein aufgeschlagenes Buch, in dem der eine der Männer liest, während ein anderer einen zweiten Zirkel in der Hand hält; auf dem Fussboden steht ein grosser Foliant, durch den ein Schwert gesteckt ist; auf der rechten Seite des Bildes ausserhalb des Gemaches sieht man die Darstellung einer Schlacht mit Toten und Verwundeten, im Hintergrunde eine brennende Stadt und vorn einen fliehenden Schüler, der die Bücher aus der Hand wirft.

Auch die Kupfer, mit welchen die Mitglieder des Blumenordens an der Pegnitz die von ihnen veröffentlichten Bücher ausgestattet haben, enthalten mancherlei sinnbildliche Darstellungen, die freilich nur dem Eingeweihten verständlich waren und verständlich sein sollten. So zeigt das Bild des sogenannten „Poetenwäldchens“ — der Name Poeten wird in diesen Kreisen fast in demselben Sinn wie Philosophen, Platoniker oder Gesellschafter und Kunstliebende gebraucht — wie es sich in der „Pegnesis“ findet, mancherlei symbolische Figuren und Andeutungen; auch die Porträts Harsdörfers, die der Orden besitzt, sind in der Umrahmung teilweise mit sinnbildlichen Zeichen geziert und die Vignetten, die sich hier und da finden, zeigen bestimmte Symbole — z. B. die Figur des Schachbrettes —, die auch in den übrigen Akademien wiederkehren.

Wir müssen uns an dieser Stelle auf diese Hinweise beschränken, auf deren Bedeutung wir später zurückkommen werden, wenn wir den Zusammenhang des Comenius mit den Akademien zu erörtern haben.

¹⁾ Das Sinnbild hat in der Anlage eine grosse Ähnlichkeit mit dem bekannten Buchzeichen des Comenius; wir kommen darauf zurück.

Die Schrift Hövels, der Zimber-Schwan, die bisher, soviel ich sehe, von keinem neueren Forscher beachtet ist, liefert auch den Beweis, dass eine nahe Beziehung zwischen Comenius und dem Oberhaupt des Schwans, Joh. Rist (1607—1667), bestanden hat. Nach einer Notiz Hövels besass Rist eine handschriftliche Beschreibung „über das immerbewegliche Treibewerk durch 3 Kugeln ungleicher Grössen“ von dem „weltberühmten Comenius“¹⁾; wer sonst als Comenius selbst sollte Rist in den Besitz dieser Handschrift gesetzt haben? Damit stimmt es überein, dass Comenius' Schwiegersohn, Petrus Figulus, am 13. November 1639 Rists Gast in Wedel war und mit eigenhändigen Aufzeichnungen und Versen beschenkt weiter zog.²⁾

Wie der Name Zunft kommt auch der Name Hanse oder Hansa (= Gilde), bezw. Hänsenschaft zur Bezeichnung der Akademien vor und deutet von neuem auf den Zusammenhang mit Handwerks-Genossenschaften hin. Eine derartige „Hänsenschaft“, die auf neun Gliedern stand — daher die „neunständige Hänsenschaft“ genannt — nennt Zesen in seinem „Rosenthal“ nach der Rosen-Gesellschaft, indem er sagt: „Nicht lange darnach erhub sich auch die neunständige Hänsenschaft, welche in geheim und gleichfalls wie die Strassburgische unter ihren neun Hänsegliedern geblieben.“ Hans Chr. v. Liebenau schreibt an den Frhrn. Hans Adolf v. Alewein — beide waren Mitglieder der Akademie der Drei Rosen — es sei dem Herrn „Bruder“ ohne Zweifel die neunständige Hänsenschaft bekannt, ihre Namen wünschten die Herrn geheim zu halten, „damit sie nicht möchten beschimpft werden.“³⁾

Wie zahlreich und mannigfach solche Beschimpfungen der Akademien und ihrer Mitglieder waren, erhellt sowohl aus der früher besprochenen Verteidigungsschrift Karl Gustav von Hilles, dem „Teutschen Palmbaum“ wie aus Hövels „Zimber-Schwan“. Wir können hier darauf im einzelnen nicht eingehen, sondern müssen uns begnügen, auf einige Stellen aus den Satzungen zu verweisen, in denen ausdrücklich Vorkehrung getroffen wird, um solchen

1) Deutscher Zimber-Swan S. 43.

2) M.H. der C.G. 1894 S. 314.

3) Schultz, a. O. S. 103 f.

Schmähungen zu begegnen. In den Satzungen des Schwanenordens heisst es¹⁾: „Daferne sich es zutragen möchte, dass einiger Neider oder sonst ein höhnischer, stolzer oder aufgeblasener Phantaste sich unterstehen würde, einiges Mitglied dieser rühmlichen Gesellschaft mit lästerlichen Schriften, Verläumdung oder sonst ungebührlich anzugreifen, so sollen auf solchen Fall nicht nur der Uhrhåber, sondern alle und jede Mitglieder dieses löbl. Ordens gehalten und verpflichtet sein, ihrem angezapfeten und verfolgten Ordensgenossen und Mitbruder unverzüglich beizuspringen und dessen guten Namen mit Hand, Mund und Feder gegen dessen Widersacher auf das äusserste zu vertheidigen“ Eine ähnliche Bestimmung findet sich in den Satzungen der Rosengesellschaft, wo gesagt wird: „Wenn sich ein naseweises Lästermaul erkühnen würde, auch den Geringsten unter den Mitgenossen mit Schmähschriften oder anders ungebührlich anzutasten, so soll nicht allein der Erzschreinhalter, sondern auch ein jedes Zunftglied verbunden sein, solchem ihrem geschmähten und verleumdeten Mitglied unverzügliche Hilfe zu leisten und dem Spottvogel dermassen das unnütze Maul stopfen, dass hinfürder dergleichen zweibeiniges Müllervieh unsere Rosen- und Liliengenossen unangegegicket lasse.“²⁾

Wenn die Mitglieder von Gesellschaften, deren öffentliches Wirken sich auf die Pflege der nationalen Sprache und Litteratur beschränkte, gezwungen waren, derartige Vorkehrungen gegen Beschimpfungen ihrer Mitglieder zu treffen, so kann man ermessen, dass Organisationen, die dem Verdacht ausgesetzt waren, Alchymie zu treiben, einer noch heftigeren Gegnerschaft begegneten und demgemäss zu grösserer Geheimhaltung ihrer Versammlungen, Symbole und Formen gezwungen waren.

Obwohl auch unter den Mitgliedern der sogenannten Sprachgesellschaften kaum ein hervorragender Schriftsteller war, der sich nicht ausser mit der Sprache auch mit naturphilosophischen Studien und religiöser Schriftstellerei beschäftigt hätte (man hat dies bisher zu wenig beachtet), so haftete doch weit mehr an den Vereinigungen der Naturphilosophen im engeren Sinn, d. h. der Naturforscher und Mathematiker, der Verdacht der „Schwärmerei“, und man munkelte,

¹⁾ Zimber-Schwan S. 174.

²⁾ Dissel, Phil. v. Zesen etc. S. 26.

dass diese Alchymisten zugleich „Rosenkreuzer“, d. h. Mitglieder einer, wie man wählte, religiösen Sekte seien, die für die Kirche höchst gefährlich sei, die aber als Gesellschaft thatsächlich nie bestanden hat.

Es ist allerdings zweifellos, dass die „Alchymie“ und die Pflege der verwandten naturwissenschaftlichen Zweige für die Akademiker ebenso nur das Kleid war, das ihre höchsten Ziele verhüllte, wie für die fälschlich sogenannten Sprachgesellschaften die Förderung der Muttersprache, obwohl diese wie jene Bestrebungen durchaus auf dem Wege der Platoniker lagen und ihre Förderung einen Teil des Arbeitsplans des Bundes bildete. In weit höherem Grade als die Sprachwissenschaft bot die Chemie oder Alchymie mit ihren seit Jahrhunderten überlieferten Formen und Zeichen die Möglichkeit für die Eingeweihten, sich unter einander durch symbolische Andeutungen zu verständigen, die für die Aussenstehenden gänzlich unverständlich waren, die dann freilich auch vielfach missverstanden wurden und Anlass gaben, den „Alchymisten“ die wunderlichsten und thörichtsten Behauptungen in den Mund zu legen.

Wenn wir selbst bei den Sprachgesellschaften das, was sie verschleiern wollten, kaum erfahren, so ist es nicht zu verwundern, dass der Schleier, der über den Akademien der „Alchymisten“ lagert, einstweilen noch weniger zu lüften ist. Gleichwohl sind ganz sichere Spuren ihrer Organisation nachzuweisen, und es ist merkwürdig, wie vollständig die Ordnungen, Symbole und Grundgedanken dieser Societäten mit denjenigen der bisher besprochenen Gesellschaften übereinstimmen.

Um das Jahr 1664 erscheint zu Nürnberg eine organisierte Gesellschaft von „Alchymisten“ und „Rosenkreuzern“, wie die Aussenstehenden sagten, d. h. von Geistlichen, Gelehrten und Künstlern, an der unter andern auch Harsdörfers Freund, Michael Dilherr¹⁾, beteiligt war. Wir würden vielleicht wenig von dieser Gesellschaft wissen, wenn es nicht ihren Gegnern gelungen wäre,

¹⁾ J. M. Dilherr (dessen Vater Konsulent der fränkischen Ritterschaft gewesen war, ehe der Bischof von Würzburg ihn seiner Lehen beraubte und in Armut stürzte) war am 14. Oktober 1604 zu Themar geboren. Trotz dürftiger Lage gelang es dem Knaben, eine gelehrte Bildung zu erwerben; er studierte 1627 in Altdorf, 1629 in Jena und wurde 1631 daselbst Professor der Beredsamkeit, 1634 der Geschichte und Poesie und 1642 Professor der

im Jahre 1696 ein scharfes obrigkeitliches Mandat gegen sie zu erwirken, und wenn nicht im Jahre 1667 **Gotfried Wilhelm Leibniz** ihr Mitglied¹⁾ und bald darauf auch ihr Sekretär geworden wäre²⁾. Dadurch ist, trotz des tiefen Geheimnisses, mit dem sich die Gesellschaft umgab, manches bekannt geworden.

Hierdurch wissen wir, dass sie damals sehr angesehene Männer der alten Reichsstadt zu Mitgliedern zählte. An ihrer Spitze stand Daniel Wülfer, derzeit Pastor an S. Lorenz, ferner gehörten zu ihr Justus Jakob Leibniz, Pastor an S. Jakob und ein Verwandter von Gotfried Wilhelm, Joh. G. Volkamer, der ältere aus dem Patriziergeschlecht gleichen Namens, dem wir schon oben begegnet sind, Hieronymus Gutthäter, ein reicher Kaufmann, Christoph Heiling, ein Weber, Friedrich Kleinert, ein Stempelschneider und andere.³⁾ Wie fest G. W. Leibniz damals⁴⁾ und später⁵⁾ sich mit diesem Kreise verbunden fühlte, hat er selbst später gesagt und bewiesen, und schon daraus erhellt, dass diese „Alchymisten“ weder „Narren“ noch „Bösewichter“ gewesen sind.

Man muss, wenn man von den „Alchymisten“ spricht, freilich ein allgemeines Urteil vermeiden. Es ist nicht zweifelhaft, dass sich an die Fersen der Naturphilosophen, welche in ernsten Studien der Chemie oblagen, Schwindler und Goldmacher hefteten, die unter dem Deckmantel von allerlei Geheimlehren und Zeichen die Geschäfte von Betrügern übten oder selbst Betrogene waren. Es mag sein, dass solche Leute gelegentlich auch Mit-

Theologie und Philosophie in Nürnberg; dann übernahm er 1646 die Stelle des Hauptpfarrers an S. Sebald. Eine Monographie über Dilherr wäre sehr erwünscht. Vgl. Allg. D. Biogr. V, 225. Und A. d. Schwarzenberg, Das Leben und Wirken J. M. Dilherrs, Dresden (Progr.) 1892.

¹⁾ Näheres über seinen Eintritt bei Kopp, Gesch. d. Alchymie I, 233.

²⁾ Leibniz wurde angestellt, um aus naturphilosophischen Schriften Auszüge zu machen, die an der Arbeitsstätte der Gesellschaft vorgenommenen Arbeiten zu verzeichnen und den Briefwechsel zu führen. Diese Geschäfte hat er ein Jahr lang verwaltet.

³⁾ Murr, Lit. Nachrichten zur Geschichte des Goldmachens, Lpz. 1805, S. 79 ff. (Ein Exemplar in der Stadtbibl. Hamburg.)

⁴⁾ Leibniz schreibt an Bierling den 16. März 1712: D. Wulferum ego adolescens Norimbergæ saepe adii et aliis eo tempore viris doctis Norimbergensibus familiaris fui. Opp. omnia ed. Dutens V, 378.

⁵⁾ Im Jahre 1688 suchte er Nürnberg wieder auf und verkehrte mit Mitgliedern der Gesellschaft. Murr, a. O. S. 81.

glieder der Akademien waren, sicher aber ist, dass die besseren Köpfe sich dieser Elemente allen Ernstes zu erwehren suchten. Es kam bald dahin, dass der Name „Rosenkreuzer“, den diese Akademien von sich nicht gebrauchten, auch von den Naturphilosophen zur Kennzeichnung solcher Schwindler gebraucht ward, und so sehen wir, dass Männer wie Val. Andreae und Bernegger, die den Naturphilosophen sehr nah standen, sich mit Nachdruck gegen die „Kabbalisten“ und „Rosenkreuzer“ erklärten¹⁾; in der That hatten die Akademien ein dringendes Interesse daran, ihre Sache nicht durch solche Leute zu gefährden und ihren Übertreibungen oder Irrlehren entgegen zu treten.

Die Eindrücke, welche Leibniz in dem für seine Geistesentwicklung wichtigsten Abschnitt seines Lebens — er war damals 21 Jahre alt — unter dem Einfluss so ausgezeichneten Männer in Nürnberg empfangen hat, sind ihm stets gegenwärtig geblieben, und so abfällig er über das Goldmachen urteilte, so hat er sich doch noch später gern mit der Deutung alchymistischer Rätsel beschäftigt und diese Wissenschaft selbst ebenso geschätzt, wie es z. B. Baco nachweislich gethan hat.

Aus Leibniz eignen Äusserungen geht, wie schon Guhrauer bemerkt hat, deutlich hervor, dass er sich in Nürnberg ernster mit alchymistischen Arbeiten beschäftigt hat und tiefer in die gesamte Anschauungswelt dieser Männer eingedrungen ist, als man bisher angenommen hat.²⁾

Wir besitzen einen Brief des Joh. Jakob Leibniz (des Sohnes von Justus Jakob), der damals Prediger der deutschen Gemeinde in Stockholm war, an Gotfried Wilhelm, vom Jahre 1703, in

¹⁾ Valentin Andreae, meint Bernegger, habe den Schwindel dieser Rosenkreuzer gründlich entlarvt.

²⁾ Guhrauer, Jungius I, 47. — Im Jahre 1691 schreibt Leibniz an den Bruder des Christian Thomasius: „Mich hat Nürnberg zuerst in chemische Studien eingeweiht und es reut mich nicht, in der Jugend gelernt zu haben, was mir als Mann Vorsicht lehren sollte. Denn in späteren Jahren wurde ich oft, weniger aus eigenem Antrieb, als aus dem von Fürsten, bei denen ich Zutritt hatte, zu dergleichen angeregt; ich blieb mit meiner Neugierde nicht zurück, doch nicht ohne durch Vorsicht sie zu mässigen. Wie viele von mir gekannte Personen sind daran gescheitert, in dem Augenblick, da sie mit dem günstigsten Winde zu segeln glaubten.“ — Vgl. auch Kopp, Die Alchemie I, 233: „Das Interesse für Alchemie blieb Leibniz bis in seine letzten Lebensjahre.“

welchem sich ersterer auf die persönliche Berührung bezieht, in die er mit dem „grossen Freunde“ zu Nürnberg „bei den Nürnberger Münzmeistern“ ehemals getreten sei.¹⁾

Im Hinblick auf den Umstand, dass Fr. Kleinert²⁾ Münzstempelschneider und zugleich ebenso wie G. W. Leibniz Mitglied der Nürnberger Gesellschaft war, unterliegt es keinem Zweifel, dass in dieser Bemerkung ein Hinweis auf den Freundeskreis lag, dem die beiden Leibniz angehörten. An der städtischen Münze waren drei Beamte angestellt, der Münzmeister, der „Eisengraber“ und der Wardein. In der Münzstätte fanden sich ausser den Räumen, wo mit dem sog. Taschenwerk und dem „grossen Druckwerk“ gearbeitet ward, solche Räume, wo mit „geheimen Münzzeug“ geprägt wurde³⁾, die also auch für Versuche chemischer Art, die man geheim halten wollte, sowie für Versammlungen sehr geeignet waren. Da in keiner Weise einzusehen ist, was die beiden Gelehrten „bei den Münzmeistern“ für gemeinsame Beschäftigung hätten haben können, so muss man annehmen, dass in der Münzstätte Zusammenkünfte stattfanden, wie sie in den Zunfthäusern angesehenen Gilden oft zwischen den Angehörigen der Zunft und den „Liebhabern des Handwerks“ (z. B. Ärzten, Rechtsgelehrten, Lehrern) vorkamen.⁴⁾

Wie dem auch sein mag, so ist doch die Thatsache, dass Gelehrte wie Leibniz, Dillherr und andere mit Webern, Silberschmieden — nach Murr scheint auch ein Rotgiesser Mitglied

¹⁾ Guhrauer, Leben des Leibniz I, 47.

²⁾ Kleinert gab einen *Apparatus Numismatum recentiorum* heraus, den Casp. Theoph. Lauffer im Jahre 1709 fortsetzte. Murr, a. O. S. 85. — Kleinert stammte aus Bartenstein in Ostpreussen (geb. 4. Juni 1633). Doppelmayr (*Histor. Nachrichten* etc. S. 309) erzählt von ihm, dass er eine „*Academia historico-metallica*“ zu begründen versucht habe. Kleinert starb am 28. Juli 1714.

³⁾ C. F. Gebert-Nürnberg, *Geschichte der Münzstätte der Reichsstadt Nürnberg*. Nürnberg. 1891, S. 107.

⁴⁾ Es mag hier beiläufig bemerkt werden, dass unter den Münzbeamten der Stadt Nürnberg mehrfach Namen vorkommen, die sowohl in der Kunstgeschichte (die „Eisengraber“ waren auch Bildhauer und Steinmetzen) wie in der Geschichte der religiösen Bewegung bekannt sind. Im Jahre 1517 war Hans Krug der Jüngere, der Vater Ludwig Krugs, ein „Bruder“ Hans Dencks, Eisengraber (s. Keller, *Die Reformation* S. 323 u. 422) und im Jahre 1535—1542 verwaltete das Amt des Münzeisenschneiders Hieronymus Formschneider. S. Gebert, a. O. S. 51 u. 54.

gewesen zu sein — und Stempelschneidern eine Societät bilden, immerhin merkwürdig, um so mehr, als unsere Quelle ausdrücklich bestätigt, dass die Gesellschaft eine geheime gewesen sei.¹⁾

Joh. Georg Volkamer (geb. 1616), der wie wir sahen seit dem Jahre 1646 auch Mitglied des Blumenordens an der Pegnitz war — er führte darin den Brudernamen Helianthus²⁾ — war zu Padua, wo er studiert hatte, Mitglied der Academia dei Ricovrati³⁾ geworden und unterhielt mit den italienischen Freunden fortgesetzte persönliche Verbindungen. Auch Dr. Joh. Helwig († 1674), sein Freund und Genosse im Blumenorden, war Doktor Paduanus.

Ebenso rege Beziehungen wie zu Oberitalien besaßen manche Mitglieder dieses Freundeskreises zu den Niederlanden, wie dies unter anderen der Briefwechsel Harsdörfers mit dem damals in Amsterdam lebenden Comenius ergibt.⁴⁾ Im Jahre 1668 besorgten einige Nürnberger Freunde eine deutsche Übersetzung einer Schrift des Dr. Joh. Fr. Helvetius, des Leibarztes des Prinzen Moritz von Oranien, der zu den bekanntesten „Alchymisten“ im Haag gehörte.⁵⁾ Besonders eng war aus naheliegenden Gründen der Verkehr der Nürnberger Maler und Künstler mit den Niederlanden und es steht fest, dass viele ausländische, besonders holländische und französische Künstler zeitweilig in Nürnberg weilten.

Für den internationalen Zusammenhang, in dem diese Kreise standen, ist die Lebensgeschichte des Johann Wülfer, Sohnes von Daniel Wülfer, von Interesse. Geboren 1651, studierte er Mathematik und dann in Jena — wohin viele Spuren eines Zusammenhangs mit Nürnberg weisen — Theologie. Im Jahre 1674 ging er nach Venedig, um, wie Doppelmayr berichtet⁶⁾, „von dem Zustand der griechischen Kirche eine genaue Nachricht einzuholen“ und verkehrte dort sechs Monate lang mit dem Patriarchen und dem griechischen Abt Grandamino. Von dort zog er nach

¹⁾ Murr, a. O. S. 82.

²⁾ Herdegen, Blumenorden S. 851.

³⁾ Diese Akademie hatte zur Impresa (Sinnbild) eine von zwei Seiten geöffnete Höhle und den Wahlspruch: Bipatens animis asylum. Wagenseil, Commentatio etc. gibt eine Abbildung.

⁴⁾ Jos. Reber, Joh. A. Comenius u. s. Beziehungen zu den Sprachgesellschaften. Lpz. 1895. S. 45 ff.

⁵⁾ Kopp, die Alchemie I, S. 83 f.

⁶⁾ Historische Nachr. v. d. Nürnbergschen Mathematicis und Künstlern. Nürnberg 1730. S. 143 f.

Florenz, Rom, Neapel und zurück nach Wien, Prag, Braunschweig, Helmstädt, Lüneburg, Hamburg, Bremen, Amsterdam und dann nach London, überall die Gesinnungsgenossen aufsuchend. In England verkehrte er mit Robert Boyle, Joh. Pell, Heinrich Oldenburg, Theodor Haack u. a., „die ihm sehr zugethan waren“.

Von London begab er sich nach Oxford zu Joh. Wallis, wo er sieben Monate blieb, dann nach Cambridge und dann nach Paris, „wo er mit vielen Litteratis gute Freundschaft machte“; dann über Lyon nach Genf und von dort nach Nürnberg zurück, wo er 1677 wieder anlangte. Später wurde er Mitglied der K. Preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Eine ähnliche Entwicklung, wie wir sie im dritten Teile unserer Untersuchung in Betreff der älteren Londoner Akademie und der späteren Royal Society kennen lernen werden, tritt uns in Deutschland bezüglich derjenigen Societät, der Leibniz seit 1667 angehörte, und der im Jahre 1700 von ihm und Comenius' Enkel unter dem Schutze Friedrichs I. in Berlin begründeten „Königlichen Societät der Wissenschaften“ entgegen. Wie in London die Träger der freien „Academia Londinensis“ (wie sie sich nannte) nachmals die Begründer der Royal Society wurden (1662), so haben die Mitglieder der freien Societäten in Deutschland den Stamm für die Berliner Königliche Gesellschaft gebildet.¹⁾

Aber man würde fehl gehen, wenn man den Unterschied der freien und der Königlichen Akademien daran erkennen wollte, dass aus privaten Gesellschaften staatliche Körperschaften wurden; indem die letzteren sich zu Gelehrten-gesellschaften im engeren Sinn gestalteten, erhöhten sie zwar ihre wissenschaftliche Leistungsfähigkeit aber sie nahmen gleichzeitig gegenüber den älteren Societäten insofern einen wesentlich veränderten Charakter an, als diese ursprünglich keine Gelehrten-gesellschaft, sondern eine Lebens- und Gesinnungs-Gemeinschaft darstellen wollten, die eines ihrer Bindemittel und ihrer Ziele in der Reform der wissenschaftlichen Methode und der Pflege der nationalen Eigenart fand. Es war daher ganz natürlich, dass manche hervorragende Mitglieder

¹⁾ Ausser Geh. Wülfer wurde auch ein anderer Freund von Leibniz, der wie dieser Mitglied der älteren Societät gewesen war, nämlich der berühmte Arzt Friedr. Hoffmann (geb. 1660), im Jahre 1701 Mitglied der Königl. Societät zu Berlin.

der älteren Akademien — wir kommen darauf zurück — die neue Entwicklung zwar insofern warm begrüßten, als die wissenschaftlichen Studien der Societät an den Staaten, die deren Umwandlung vornahmen, eine kräftige Stütze gewannen, dass sie aber das vollständige Aufgehen der älteren Gesellschaften in den neuen staatlichen Anstalten keineswegs wünschten, sondern vielmehr einen Weg suchten, um die Organisation und die Verfassung, die Grundgedanken und die Symbolik der freien Akademien, für die in den Königlichen Gesellschaften natürlich kein Raum war, den kommenden Geschlechtern zu erhalten.

Immerhin ist die Thatsache, dass die Könige von Grossbritannien und von Preussen zur Begründung der grossen und, wie die Folgezeit beweisen sollte, segensreichen Institute sich gerade der Männer bedienen zu sollen glaubten, die in den Societäten der „Alchymisten“ ihre Schule gemacht hatten, ein hinreichender Beweis für den Umstand, dass die Verleumdungen und Beschimpfungen, denen die „geheimen Gesellschaften“ der Naturphilosophen das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch ausgesetzt waren — auch darüber werden wir später näher handeln — ein Ausfluss des Parteihasses und der religiös-politischen Kämpfe waren, an denen jene Zeit so reich gewesen ist.

Eben die Roheit und der Hass waren es, die jene Männer zwangen, ihre höchsten Ziele unter der Hülle von Sinnbildern und Zeichen zu verbergen und sie nur Einzelnen zu offenbaren. Kein geringerer als Valentin Andreae bestätigt diese, für ihn selbst sehr betäubende Zwangslage in seiner Lebensbeschreibung, indem er erzählt, dass seine brennende Liebe zur Sache des Christentums überall auf Hass und Hindernisse gestossen sei, wo er versucht habe, ihr auf offenem Wege nützlich zu sein; da habe er, fährt er fort, die Notwendigkeit begriffen, seine Ziele auf Umwegen zu erreichen und durch Anspielungen und Lockungen die Menschen zu ernstern Dingen hinzuleiten. So ist es gekommen, dass die Formen und die Symbole jener Akademien, so geringfügig sie uns heute erscheinen, doch ein wesentliches Stück des gesamten Erziehungsplanes waren, der den Gründern der Societäten vorschwebte.

Die psychologische Grundfrage.¹⁾

Im Anschluss an die neuere psychologische Litteratur
untersucht von
Goswin K. Uphues.

Kein Zweig der philosophischen Litteratur erregt heutzutage innerhalb der philosophischen Welt und weit über ihren Kreis hinaus ein so mächtiges Interesse als die Psychologie. Man geht von der Ansicht aus, dass in der Psychologie nach der jetzt herrschenden Methode am ehesten wissenschaftlich gesicherte Ergebnisse gewonnen werden können. Mit vollem Recht. Ob man aber auch die Schwierigkeit dieser Aufgabe hoch genug anschlägt, ist eine andere Frage, die bei dem Wirrwarr der Meinungen auf dem psychologischen Forschungsgebiete sicherlich verneinend beantwortet werden muss. Es mag deshalb gestattet sein, einen Punkt innerhalb dieses Durcheinander, der für alles andere entscheidend und massgebend ist, zu fixieren und mit Bezug auf die in den letzten vier Jahren in Deutschland erschienenen psychologischen Werke zur Erörterung zu bringen. Ich bezeichne ihn als die psychologische Grundfrage.

Versetzen wir uns in die Zeit, wo wir eben das Licht der Welt erblickt hatten, einige Wochen nach unserer Geburt und fragen uns, worin damals unser Bewusstsein bestand. Wir hatten Empfindungen, die, wie wir jetzt sagen, von dem Druck der uns berührenden Hände, Kleider herrührten, ferner Gesichtsempfindungen, wie wir

¹⁾ Litteratur: Ziehen, Leitfaden der physiologischen Psychologie, in 14 Vorlesungen, 1. Aufl. 1891. 176 S. 4 Mk. — Uphues, Psychologie des Erkennens. 1893. 318 S. 6 Mk. 80 Pf. — Külpe, Grundriss der Psychologie. 1893. 478 S. 9 Mk. — Rehmke, Lehrbuch der allgemeinen Psychologie. 1894. 582 S. 10 Mk. — Twardowski, Zur Lehre vom Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen. 1894. 111 S. 2 Mk. 80 Pf.

jetzt sagen, von diesen Dingen; Geruchsempfindungen, Geschmacksempfindungen und ebenso Gesichtsempfindungen, wie wir jetzt sagen, von der Flasche, der Mutterbrust, der Milch, die wir tranken, lauter Empfindungen, von denen wir jetzt sagen, dass sie unsere Empfindungen waren oder dass wir sie hatten. Von Händen, Kleidern, die uns berührten, von Flasche, Mutterbrust, die uns nährten, wussten wir damals nichts, ebenso wenig von einem Ich, das die Empfindungen hatte als seine Empfindungen. Kurz gesagt: unser ganzes Bewusstsein bestand aus diesen Empfindungen, die weder vorwärts auf Dinge, noch rückwärts auf ein Ich bezogen wurden. Für dies Bewusstsein gab es weder Subjekt noch Objekt; auch der Körper, den wir jetzt als eigenen Körper bezeichnen und oft als Ort und Träger der Empfindungen betrachten, war für dies Bewusstsein nicht vorhanden, das blosse Dasein und Zusammensein der Empfindungen bildete den einzigen Bestandteil dieses Bewusstseins, zu denen etwa noch Gefühle der Lust oder Unlust hinzutraten, wie wir jetzt sagen, der Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit dieser Empfindungen, die also jetzt von uns, aber keineswegs schon in dem ursprünglichen Bewusstsein des Neugeborenen auf die Empfindungen bezogen werden. Man geht nicht zu weit, wenn man in Bezug auf diese Charakteristik des Bewusstseins des Neugeborenen eine Übereinstimmung unter den psychologischen Forschern der Gegenwart voraussetzt und auf ihre Zustimmung rechnet. Die nächste Frage ist, wie kommt das Kind von diesem Complex zugleich miteinander auftretender und auf einander folgender Empfindungen und Gefühle zum Bewusstsein des Subjekts und der Objekte, des Ich und der Dinge? Wir können sie, ohne Widerspruch fürchten zu müssen, als psychologische Grundfrage bezeichnen. Sie schliesst die Vorfrage ein, was unter dem Ich und den Dingen zu verstehen sei. Schon bei der Beantwortung dieser Vorfrage, noch mehr aber bei der Beantwortung der Grundfrage, tritt der Wirrwarr und Widerstreit der Meinungen unter den gegenwärtigen Forschern in grellster Weise hervor. Viele gehen bei der Bestimmung dessen, was unter dem Ich und den Dingen zu verstehen ist, von bestimmten philosophischen Systemen aus oder suchen diese Bestimmung mit vermeintlich gesicherten naturwissenschaftlichen Anschauungen in Einklang zu bringen, während es sich offenbar doch nur um eine genaue Angabe dessen handeln kann, was sich

das gewöhnliche Bewusstsein, d. h. das Bewusstsein der gewöhnlichen Leute unter dem Ich und den Dingen denkt. Denn zu diesem Bewusstsein gestaltet sich doch das Bewusstsein des Neugeborenen, dieses Bewusstsein bleibt die Grundlage und Voraussetzung seiner ganzen geistigen Entwicklung, welchen Einfluss immer philosophische Systeme und naturwissenschaftliche Anschauungen auf diese Entwicklung ausüben. Fragen wir uns nun, was das gewöhnliche Bewusstsein in diesem Sinne unter Dingen versteht, so ist die Antwort eine überaus einfache: das, was nicht Bewusstsein, insbesondere nicht Empfindung und Gefühl ist; Hände, Kleider, Flasche, Mutterbrust, Milch sind ihm, was immer sie sein mögen, jedenfalls nicht Bewusstsein, nicht Empfindung und Gefühl. Schwieriger ist die Beantwortung der Frage, was das gewöhnliche Bewusstsein unter dem Ich versteht. Sehen wir ab davon, dass wir oft das Wort Ich in Verbindung mit körperlichen Vorgängen gebrauchen, z. B. ich gehe, esse, trinke, wo wir natürlich unter dem Ich nur das leibliche Ich oder den eigenen Körper verstehen können, so verbinden wir mit dem Worte Ich zunächst nur die Wortvorstellung Ich, sei es die (akustische) Gehörsvorstellung des gesprochenen oder die (optische) Gesichtsvorstellung des geschriebenen Wortes Ich. Die Frage ist nur, ob sich mit dieser Wortvorstellung, die sich regelmässig dann einstellt, wenn wir, von dem leiblichen Ich absehend, an unser eigenes oder ein fremdes Ich als solches denken, auch eine Sachvorstellung verbindet und worin diese besteht; wie sich denn an die Wortvorstellungen der gesprochenen Zahlen oder geschriebenen Ziffern, von denen wir beim Denken der Zahlen (die ganz kleinen, 1 bis 4 oder 5, deren Einheiten wir uns getrennt in Punkten oder Strichen gleichzeitig vergegenwärtigen können, ausgenommen) immer ausgehen, stets entsprechende Sach- oder Wortbedeutungsvorstellungen anschliessen. Als solche mit der Wortvorstellung Ich verbundene Sach- oder Bedeutungsvorstellung finden wir, so oft und sorgfältig wir forschen, nichts anders vor als die Bewusstseinsvorgänge, vor allem die Empfindungen und Gefühle der Vergangenheit und Gegenwart, von deren Zusammengehörigkeit mit einander und mit diesem Bewusstsein ihrer Zusammengehörigkeit wir ein Bewusstsein haben, und die wir eben darum als unser Bewusstsein oder Ich bezeichnen. Wir finden nichts anders, so oft und sorgfältig wir forschen. Wollen wir

aber dennoch unter dem Ich oder Subjektsmoment etwas anderes von diesen Bewusstseinsvorgängen Verschiedenes verstehen, so haben wir nur etwas Unbestimmtes, Inhaltleeres unter Händen, das von Rehmke, der diesen Versuch macht, mit Recht als durchaus unvorstellbar (S. 153), ja für sich genommen, getrennt von den Bewusstseinsvorgängen als undenkbar (S. 493) bezeichnet wird, das ausserdem nach ihm ein und dasselbe in allen Bewusstseinen (S. 134) und über Raum und Zeit erhaben ist (S. 288). Können wir uns nicht zu diesen extremen Anschauungen Rehmkes bekennen, so bleibt uns kaum etwas anderes übrig, als dass wir unter dem Ich die Gruppe zusammengehörender Bewusstseinsvorgänge verstehen, die durch das Bewusstsein ihrer Zusammengehörigkeit mit einander und mit diesem Bewusstsein ihrer Zusammengehörigkeit charakterisiert sind. Das ist der Grundgedanke der Bewusstseinstheorie, die in meinem Buche (S. 126—140) entwickelt ist. In gewissem Sinne stimmt auch Ziehen hiermit überein. Nur dass ihm die Ich genannten Bewusstseinsvorgänge mehr etwas durch Association Zusammengeratenes als Zusammengehörendes sind und er von einem Bewusstsein ihrer Zusammengehörigkeit mit einander kaum, mit diesem Bewusstsein aber sicher nichts wissen will, wenigstens in Konsequenz seiner Grundanschauung dies Bewusstsein ablehnen muss, wie wir sofort sehen werden. Külpe glaubt von einem geistigen Individuum, das in den Bewusstseinsvorgängen bestände, nicht reden zu können, weil „diese Meinung keine wissenschaftliche Psychologie ergäbe“. Es sollen zwischen den Bewusstseinsvorgängen keine notwendigen Abhängigkeiten bestehen (S. 3). Wir fragen, auch nicht zwischen Prämissen und Schlussätzen, zwischen Urteilen oder Willensvorgängen und den sie bedingenden Vorstellungen? Die Bewusstseinsvorgänge als solche sollen nicht eindeutig bestimmt werden können, nur mit Bezug auf die körperlichen Vorgänge soll das möglich sein. Die Psychologie ist darum die Wissenschaft von den Abhängigkeitsbeziehungen der Bewusstseinsvorgänge vom körperlichen Individuum (S. 4). Wir fragen, wie ein Konstatieren dieser Abhängigkeitsbeziehungen möglich sein soll, wenn nicht zuerst die Bewusstseinsvorgänge an sich fest und sicher erkannt sind. Abgesehen davon ist die genannte Wissenschaft nicht Psychologie überhaupt, die doch das Buch Külpes nach dem Titel geben will, sondern physiologische Psychologie. In der That

hat Külpe nur eine physiologische Psychologie gegeben, und diesen Zweck als den beabsichtigten vorausgesetzt, ist sein Buch wertvoll. Die allgemeinen Erörterungen verraten wie die vorstehende eine nachlässige Denkhaltung, die unangenehm berührt und das Verständnis erschwert. Ziehens Buch ist eine mit strenger Konsequenz durchgeführte Associationspsychologie, die als solche den psychologischen Thatsachen nicht gerecht werden kann, aber durch ihre Klarheit und Folgerichtigkeit, unterstützt von einer vorzüglichen sprachlichen Darstellung, den Leser fesselt und gewinnt. Rehmke greift häufig über die Bewusstseinsvorgänge hinaus zu Annahmen, die in keiner Analogie zu dem Gegebenen stehen und darum nach meiner Terminologie als Postulate bezeichnet werden müssen; aber diese Postulate sind meiner Meinung nach, abgesehen von dem erörterten Fall des Subjektsmoments, durch das Denken wirklich gefordert und setzen darum die Bewusstseinsvorgänge in das rechte Licht. Sein Buch ist charakterisiert durch eine vielfach glückliche Vereinfachung der Probleme; die sehr tiefgehenden und scharfsinnigen Untersuchungen werden in schlichter, gemeinverständlicher Sprache vorgetragen. Mein Buch behandelt die dem Zwecke des Erkennens dienenden Bewusstseinsvorgänge als solche oder an und für sich genommen, abgesehen von den ihnen entsprechenden körperlichen Vorgängen und ohne in der Weise Rehmkes über die Bewusstseinsvorgänge hinausgehende Annahmen im Sinne der Postulate zu machen. Ich möchte es deshalb als einen Beitrag zur introspektiven Psychologie bezeichnen, während Rehmkes Buch eben wegen dieser Annahme als metaphysische Psychologie charakterisiert werden müsste. Twardowski giebt eine sehr eindringende Untersuchung über das Gegenstandsbewusstsein, durch dessen Annahme meiner Ansicht nach einzig und allein die psychologische Grundfrage beantwortet werden kann. Auch seine Schrift bietet natürlich einen Beitrag zur introspektiven Psychologie. Das Buch erinnert in Gedankenführung und Sprache oft an die *Analysis of the phenomena of human mind* von James Mill und kann wie dieses als beste Einführung in die Psychologie überhaupt, als beste Einführung in die schwierige Frage nach der Beschaffenheit des Gegenstandsbewusstseins bezeichnet werden.

Nachdem wir über die Vorfrage, was (nach der Meinung

des gewöhnlichen Bewusstseins) unter dem Ich und den Dingen zu verstehen ist, uns verständigt haben, können wir nunmehr die Beantwortung der psychologischen Grundfrage versuchen, wie das Bewusstsein des Neugeborenen, das lediglich aus gleichzeitigen und aufeinanderfolgenden weder rückwärts auf ein Subjekt noch vorwärts auf ein Objekt bezogenen Empfindungen und etwa noch Gefühlen besteht, für das es also weder Subjekt noch Objekt, weder ein Inneres noch ein Äusseres gibt, zum Bewusstsein des Ich und der Dinge gelangt. Nach Ziehen, der auch das Urteil und den Schluss (S. 128 u. 129) in letzter Instanz auf blosse Vorstellungsassociation zurückführt (dagegen Höfler Psychische Arbeit 1894, S. 96), soll das seinen Grund lediglich in einer Vorstellungsassociation haben. Ich leugne nicht, dass das ganze tierische Bewusstsein, auch die dem Urteil und Schluss ähnlichen, analogen Vorgänge desselben, insbesondere das Unterscheiden und Wiedererkennen durch Associationen erklärt werden können. Der Hund unterscheidet ein Stück Fleisch von einem Stück Holz, d. h. mit der Empfindung (Geruchs- und Gesichtsempfindung) von jenem ist ein Gefühl der Lust verbunden, dieses löst die Bewegung des Zuschnappens aus, bei der Empfindung von diesem fehlt das Gefühl und darum auch die ausgelöste Bewegung. Der Hund erkennt seinen Herrn wieder, d. h. die Gesichtsempfindungen erwecken ein Lustgefühl, dieses löst das freudige Bellen aus, Lustgefühl und Bellen sind bei den Gesichtsempfindungen von Fremden nicht vorhanden. Es versteht sich, dass die Empfindungen hier ebensowenig nach vorwärts auf Objekte, als nach rückwärts auf ein Subjekt bezogen zu sein brauchen, um diese Erscheinungen zu erklären, es genügt, dass mit ihnen Gefühle und Bewegungen des Körpers und der Stimmwerkzeuge verbunden sind. Ist diese Erklärung ausreichend, dann beruhen die Vorgänge des Unterscheidens und Wiedererkennens beim Tiere und ebenso die Analoga des Urteils und Schlusses bei ihm lediglich auf Association. Ich halte sie für ausreichend, behaupte aber, dass eben darum in allen diesen Vorgängen und im tierischen Bewusstsein überhaupt das Bewusstsein des Subjekts und Objekts durchaus fehlt, wenigstens haben wir gar kein Recht, sein Vorhandensein anzunehmen, so lange wir diese Vorgänge auf Grund blosser Associationen erklären können. Es springt indes in die Augen, dass das Unterscheiden und Wiedererkennen, das

Urteilen und Schliessen beim Menschen etwas ganz anderes ist, als diese mit den gleichen Namen benannten Vorgänge des tierischen Bewusstseins. In jenen Vorgängen beim Menschen spielt immer das Bewusstsein von Objekten, häufig auch das Bewusstsein des Subjekts eine Rolle. Ich behaupte nun, dass dies Bewusstsein nur durch das Gegenstandsbewusstsein in seinen beiden Formen als Reflexion und Erinnerung oder Wissen um die gegenwärtigen und vergangenen Bewusstseinsvorgänge und als Wahrnehmung oder Wissen um etwas, das nicht Bewusstseinsvorgang ist, zu stande kommen kann. Ziehen hingegen will, dass das alles, Reflexion und Erinnerung, ebenso Wahrnehmung, in diesem Sinne nicht **besondere auf etwas von ihnen Verschiedenes oder auf Gegenstände bezogene Vorgänge** sind, sondern lediglich in Vorstellungsassociationen bestehen, deren eines Glied freilich sprachlich, aber entschieden irreleitend als besonderer Vorgang bezeichnet wird. (Vergl. Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik 1894 Heft 4, Ziehens Recension über Uphues Psychologie des Erkennens, S. 322—323.) „Ist die Empfindung bereits verschwunden, so ist die Reflexion identisch mit der Erinnerung, sie besteht in der Fortdauer des sogenannten Erinnerungsbildes der Empfindung.“ Wie oft ist diese handgreiflich falsche Darstellung des Erinnerungsvorganges seit Herbart von seinen Anhängern und andern schon wiederholt worden! Die Empfindungen, gewöhnlich Vorstellungen genannt, sollen auch nach ihrem Verschwinden fort dauern, sie sinken unter die Bewusstseinschwelle, werden unbewusst und bleiben trotzdem Empfindungen oder Vorstellungen, bleiben dieselben; sie steigen dann wieder über die Bewusstseinschwelle empor, werden wieder bewusst als dieselben Empfindungen oder besser Vorstellungen. Ich sehe ab von dem augenscheinlichen Widerspruche der Annahme eines Unbewusstwerdens von Empfindungen und Vorstellungen, die ihrem ganzen Wesen nach Bewusstseinsvorgänge sind und aufhören zu existieren, wenn sie unbewusst werden, von der unbewiesenen ja bei der Variabilität unserer Vorstellungen der Erfahrung widersprechenden Annahme, dass die in uns wieder auftauchenden den früheren ähnlichen Vorstellungen mit diesen früheren identisch sind, muss aber fragen, was nützt diese Identität der gegenwärtigen Vorstellung mit der früheren, die Ziehen hier als Fortdauer bezeichnet, für das Zustandekommen des Er-

innerungsvorgangs? Erinnern kann ich mich der früheren Vorstellung doch nur, insofern ich sie mir in der jetzigen vergegenwärtige, zum Bewusstsein bringe, d. h. insofern sie Gegenstand der jetzigen ist, also nur durch das Gegenstandsbewusstsein. „Ist die Empfindung noch gegenwärtig, so besteht die Reflexion in der Anknüpfung bestimmter Vorstellungen an die Empfindung; wenn ich z. B. ein Blatt Papier sehe, so knüpft sich gelegentlich daran die Vorstellung meines Ich, d. h. einer sehr komplexen, allmählich entstandenen Vorstellung“ (vorher: „Die Thatsache, dass die successiven Vorstellungen eines Individuums unter einander in durchgängiger associativen Verknüpfung stehen, genügt zur Abgrenzung eines individuellen Selbstbewusstseins“) „zugleich mit gewissen Vorstellungen eines ausser mir gelegenen Gegenstandes, des Papiers“. Es ist wahr, dass wir oft in den Anblick des Gegenstandes so vertieft sind, dass die sinnliche Vorstellung des leiblichen Ich und noch mehr die Wort- und Sachvorstellung des geistigen Ich so zu sagen nur gelegentlich auftaucht. Aber das setzt eben doch voraus, dass wir sie längst gewonnen haben. Wird nun auch das Ich konstituiert durch die Thatsache, dass die successiven Vorstellungen eines Individuums in durchgängiger associativer Verknüpfung unter einander stehen, so ist doch damit noch keineswegs die Entstehung der Vorstellung des Ich erklärt, um die allein es sich handelt, abgesehen davon, dass die bloss associative Verknüpfung der Vorstellungen oder die Eigentümlichkeit derselben, dass wenn eine von ihnen in einer neuen ähnlichen Vorstellung wieder auflebt, auch die mit ihr gleichzeitigen oder ihr folgenden in neuen Vorstellungen wiederauftreten, noch keineswegs zur Konstituierung des Ich ausreicht. „Dadurch, dass wir gelegentlich in einem der zusammengehörenden Bewusstseinsvorgänge die Zusammengehörigkeit der übrigen mit ihm erkennen, schaffen wir das individuelle Bewusstsein nicht erst“ (d. h. wir schaffen dadurch das Ich nicht, wie schon oben gesagt wurde), „sondern registrieren damit nur seine Existenz“ (d. h. gewinnen die Vorstellung vom Ich). Hier gibt Ziehen alles zu, was wir nur wünschen können, sogar auch das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit der Bewusstseinsvorgänge nicht bloss unter einander, sondern auch mit diesem Bewusstsein, wie es immer in der Erinnerung, häufig in der Reflexion vorhanden ist. Zweifelhaft bleibt noch, ob er das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit als etwas

von den übrigen Bewusstseinsvorgängen, die seinen Gegenstand bilden, Verschiedenes betrachtet, insbesondere, ob er zwischen jenem Bewusstsein und den Bewusstseinsvorgängen das eigenartige, mit keinem andern vergleichbare Verhältnis annimmt, das wir als Bewusstsein von einem Gegenstand bezeichnen. Das letztere ist sicherlich nicht der Fall, da er das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit und das durch dasselbe vermittelte Erkennen als ein blosses Registrieren charakterisiert, worunter er einen lediglich sprachlichen Vorgang versteht. Wie das nach Ziehen zu denken ist, mag uns das Beispiel der Vergleichung zeigen: sie kommt dadurch zu stande, dass die mühsam erworbene Vorstellung Grösser in einem Rindenbezirk deponiert ist und von zwei intensiv oder extensiv verschiedenen Empfindungen jedesmal durch die grössere geweckt wird, so dass wir sagen: diese Empfindung ist grösser (Leitfaden S. 37). In dieser Weise kann dann auch nach Külpe „die psychologische Deutung des Weberschen Gesetzes vertreten“ und dieses als Associationsgesetz bezeichnet werden (Grundriss S. 172). Die Schwierigkeit ist gewiss nicht allzugross, einen Papagei abzurichten, dass er bei Vorzeigung zuerst eines kleineren dann eines grösseren Stücks Zucker oder umgekehrt grösser oder kleiner ruft. Der so dressierte Papagei hätte dann nach Ziehen und Külpe den Vergleichungsvorgang, wie wir ihn für die Konstatierung der ebenmerklichen Intensitätsunterschiede der Empfindungen in Übereinstimmung mit dem Weberschen Gesetze nötig haben, wirklich vollzogen. Gesetzt den Fall, dass sich im entwickelten Bewusstsein des Menschen der Vorgang der Vergleichung oft in dieser mechanischen Weise abspielt, was ich nicht bestreite, so kommt für die Psychologie doch alles darauf an, wie die Vorstellungen Grösser Kleiner Gleich Verschieden ursprünglich gewonnen wurden. Es ist klar, dass das nur durch einen Vergleichungsvorgang geschehen konnte, der in keiner Weise durch die Associationstheorien erklärt werden kann. Wie viel tiefer haben doch die Alten diesen Vorgang aufgefasst. Aristoteles (d. an. 426 b 23), Plotin (Enneaden IV 7 bei Kirchhoff Enneade II) betonen, jener, dass zum Zustandekommen der Erkenntnis der Verschiedenheit zweier Dinge die Vorstellungen beider (ohne ineinanderzufließen) zugleich in der Seele sein müssen, dieser, dass zu diesem Zweck ein einheitliches Beurteilendes vorhanden sein müsse; Aristoteles, die Schwierigkeiten dieser notwendigen Annahme ins

Auge fassend, setzt damit das Webersche Gesetz und seine Lehre von den Empfindungskreisen ins rechte Licht und gibt der Lehre von der Enge des Bewusstseins (insbesondere derjenigen von Theodor Waitz) die durch die Sache geforderte Begrenzung. Insofern das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit sich sozusagen in der Ichvorstellung verdichtet, verbindet es sich oft genug als Wortvorstellung Ich mit den Bewusstseinsvorgängen auf Grund einer blossen Association oder wird durch diese geweckt. Das soll in keiner Weise geleugnet werden, auch nicht, wenn man diese Association als Regel für das entwickelte menschliche Bewusstsein hinstellt. Aber damit ist doch noch gar nicht erklärt, wie das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit oder das Ichbewusstsein ursprünglich entsteht. Und hierauf kommt es in erster Linie für die Psychologie an. Das Bewusstsein nun der Zusammengehörigkeit der früheren Bewusstseinsvorgänge, die vergangen, verschwunden sind, mit den jetzigen, wie es der Erinnerung eigentümlich ist, kann offenbar nur dadurch zustande kommen, dass wir uns in diesem Bewusstsein, das ein jetziger, jetzt vorhandener Bewusstseinsvorgang ist, die früheren jetzt nicht mehr vorhandenen vergegenwärtigen, dass dies Bewusstsein mit andern Worten ein Gegenstandsbewusstsein in unserm Sinne ist. Sollen selbst die Inhalte dieses Bewusstseins, die natürlich auch jetzt vorhanden sind, uns selbst unbewusst die früheren Bewusstseinsvorgänge vertreten, so müssen sie doch den Gedanken dessen, was sie selbst nicht sind, eben der früheren jetzt nicht mehr vorhandenen Bewusstseinsvorgänge uns vermitteln, d. h. das Bewusstsein, zu dem diese Inhalte gehören, muss uns die früheren Bewusstseinsvorgänge vergegenwärtigen oder Gegenstandsbewusstsein sein. Richtig ist, was Ziehen bemerkt (Recension S. 322), dass wir von der Vorstellung keine Vorstellung haben können in dem Sinne, dass wir der gegenwärtigen Vorstellung keine zweite gegenüberstellen können. Versuchen wir das, so ist natürlich die erstere verschwunden. Wohl aber können wir die eben verschwundene oder gestrige, allgemein die frühere Vorstellung in einer gegenwärtigen wiederholen, erneuern und sogar auch die neue mit der alten vergleichen, was aber nur dadurch möglich ist, dass wir uns in der neuen die alte, in der jetzigen die frühere vergegenwärtigen. Im Bewusstsein haben wir in diesem Falle immer nur die neue, jetzige, also nur Eine Vorstellung, die aber über sich hinaus weist oder

im Vorgang der Vergegenwärtigung zum Ausdruck oder Bild der alten oder früheren für uns wird. Seine ganze Bewusstseinstheorie fasst der Associationspsychologe Ziehen in den Satz zusammen: „Wir haben Bewusstseinsvorgänge und unsere Sprache registriert sie; mehr ist uns empirisch nicht gegeben“ (Recension S. 324). Wie stehts mit seiner Wahrnehmungstheorie? „Dass die Mehrzahl der Gebildeten heute bei ihren Empfindungen sehr oft die Spaltung in den empfundenen Gegenstand und in das empfindende Subjekt vollzieht bzw. hinzudenkt, ist eine sehr verbreitete Denkgewöhnung ein *idolum theatri*, gehört aber nicht zum psychologischen Thatbestand der Wahrnehmung selbst. Bei dem naiven Menschen und oft genug auch bei den Gebildeten — wenn die sogenannte Reflexion gegenüber dem Handeln zurücktritt — bleibt die Wahrnehmung ohne diese metaphysische Zuthat.“ Vorher wird das nach meiner Ansicht mit der Wahrnehmung verbundene Bewusstsein um ein Transcendentes, d. h. um etwas, das nicht Bewusstseinsvorgang ist, „bei dem es den Metaphysikern überlassen bleibt, ob ein solches Transcendentes wirklich neben der Wahrnehmung existiert“, als „psychologischer Thatbestand“ bezeichnet (Recension S. 323). Das ist seine Wahrnehmungstheorie. Sollte Ziehen wirklich leugnen wollen, dass alle Menschen, Gebildete und Ungebildete, etwas, das nicht Bewusstseinsvorgang ist, was immer es sonst sein mag, wahrzunehmen glauben und ihre ganze Erkenntnis des Transcendenten in diesem Sinne auf Wahrnehmungen zurückführen? Jedenfalls ist nach ihm das Bewusstsein des Transcendenten „eine Zuthat“ zu manchen Wahrnehmungen, die ihren Grund in „einer Denkgewöhnung“ hat und darum nach seinem Princip durch eine Association zu erklären ist. Die Frage, wie das Bewusstsein des Transcendenten entsteht, bleibt leider wieder völlig unbeantwortet, gerade so wie vorher die Frage nach der Entstehung des Bewusstseins des Ich. Es ist nicht zu leugnen, dass die grösste Zahl der als Wahrnehmungen bezeichneten Vorgänge des ursprünglichen und des entwickelten Bewusstseins sich uns als Associationen darstellen. Mit den Gesichtsempfindungen sind Tastvorstellungen associiert, mit den Empfindungen der übrigen Sinne Gesichtsvorstellungen, diese Associationen nehmen sicher schon in der frühesten Zeit der Entwicklung des Bewusstseins ihren Anfang. Diese von den Empfindungen geweckten und mit ihnen verbundenen Tast- und Gesichtsvorstellungen kann man

als ihre ursprünglichen Gegenstände betrachten. Die Tastvorstellungen von der Mutterbrust, von der Flasche sind es, woran die betreffenden mit ihnen associierten Geruchs-, Geschmacks- und Gesichtsempfindungen erinnern. Bald erlangt der Gesichtssinn den Vorrang vor dem Tastsinn, Gesichtsvorstellungen spielen die erste Rolle im Bewusstsein, Tast-, Geruchs-, Geschmacks-, Gehörsempfindungen erinnern an sie und haben in ihnen ihre Gegenstände. Schliesslich verbinden sich mit diesen Gesichtsvorstellungen die Wortvorstellungen, welche so zu sagen den Niederschlag eines durch viele Empfindungen gebildeten Wissens enthalten. Gesichtsvorstellungen, mit denen die Empfindungen, die Gesichtsempfindungen und die Empfindungen der andern Sinne, associiert sind, an die sie uns erinnern, bilden anscheinend nunmehr die einzigen Gegenstände dieser Empfindungen. Wir sehen ein Haus heisst anscheinend nichts anderes als: wir haben eine Gesichtsempfindung und die mit ihr nach dem Associationsgesetz der Ähnlichkeit verbundene Gesichtsvorstellung Haus und die mit dieser nach dem Associationsgesetz der Berührung (des früheren häufigen Zusammenauftretens) verbundene Wortvorstellung Haus. So in allen ähnlichen Fällen, wo es sich um eine Wahrnehmung sogenannter äusserer Dinge handelt. Was versteht nun aber das gewöhnliche Bewusstsein aller Leute, gebildeter und ungebildeter, auch der ersteren, sofern sie nicht Idealisten sind, unter einem Haus, allgemein unter äusseren Dingen? Sicher etwas, das nicht Bewusstseinsvorgang, insbesondere nicht Vorstellung ist. So ist mit den Wahrnehmungen, insbesondere mit den Gesichtsvorstellungen und ebenso mit den Tastvorstellungen, die anscheinend ihre einzigen Gegenstände bilden, das Bewusstsein dessen, was nicht Bewusstseinsvorgang ist, also des Transcendenten gegeben, wenn man will, in associativer Weise verknüpft. Aber wie sollen wir uns diese Association erklären, wo die Quelle, den Ursprung dieses Bewusstseins suchen? Sollen wir zu diesem Zweck auf die Gesichtsvorstellungen und Tastempfindungen zurückgehen — die Wortvorstellungen enthalten ja nur den Niederschlag der Empfindungen, zunächst dieser und dann der übrigen — wie wir der Regel nach zur Erklärung der Associationen auf die Empfindungen zurückgreifen? Sollen wir den Ursprung dieses Bewusstseins in einem späteren Denkvorgange suchen, durch den wir den Empfindungen und Vorstellungen etwas, das nicht Be-

wusstsein ist, vielleicht als ihre Ursache gegenüberstellen? Aber das Ursachbewusstsein spielt in der Wahrnehmung gar keine Rolle, und die Frage bleibt, was soll uns zu dieser Gegenüberstellung veranlassen, wenn nicht die Empfindungen und Vorstellungen selbst? Abgesehen davon haben wir von dem, was nicht Bewusstsein ist und ebenso von einer Ursache doch zunächst nur eine Vorstellung, wenn nicht diese Vorstellung über sich selbst hinaus auf das hinweisen soll, was sie selbst nicht ist, was dann ebenso gut schon von den Gesichts- und Tastempfindungen angenommen werden kann. Die Schwierigkeit wenigstens ist dort wie hier völlig die gleiche. Es wird deshalb am geratensten sein, jedenfalls ist es einwandfrei, wenn wir annehmen, dass das Bewusstsein von dem Transcendenten in den Gesichts- und Tastempfindungen (oder in den Tastempfindungen und dann durch Association dieser mit den Gesichtsempfindungen auch in den Gesichtsempfindungen) zu stande kommt, obgleich wir diesen Empfindungen das nicht ansehen können. Vielleicht müssen wir unsere Annahme noch mehr einschränken und als letzte Quelle dieses Bewusstseins diejenigen Druckempfindungen (Tastempfindungen und Druckempfindungen sind qualitativ nicht verschieden) bezeichnen, welche uns ein Bewusstsein der Ausdehnung vermitteln, wodurch viele Hautempfindungen und alle Gelenkempfindungen, die ebenfalls Druckempfindungen sind, ausgeschlossen werden. Was Ziehen (Recension S. 323—324, 325) über Haut-, Gelenk-, dann über Geruchs- und Temperaturempfindungen bei mir gelesen haben will, dass ich denselben Hautempfindungen das Gegenstandsbewusstsein ab- und zuspreche, aus den Gelenkempfindungen mit Hilfe der Gesichtsvorstellungen Lageempfindungen entstehen lasse, die mechanischen Korrelate der Geruchs- und Temperaturempfindungen als analoge Dinge behandle, findet sich in meinem Buch mit keiner Silbe angedeutet. Daran halte ich fest, dass die Gelenkempfindungen, trotzdem sie ein konsequent durchgeführtes System von Zeichen für die Bewegungen und Lagen unserer Glieder bilden, doch keine Vorstellung von der Bewegung vermitteln; diese können wir nur durch Druckempfindungen, die auch das Bewusstsein der Ausdehnung mit sich führen, erhalten oder durch Gesichtsempfindungen. Auch daran, dass das Ausbreitetsein der Temperaturen, Gerüche, Töne in einem Raume (von den mechanischen Korrelaten ist hier keine Rede) nur die

Bedeutung haben kann, dass ich an allen Stellen dieses Raumes die betreffenden Empfindungen habe. Unter der Undurchdringlichkeit (Recension S. 324) verstehe ich nichts anders als die durch den Drucksinn wahrgenommene Ausdehnung, in der die Eigenörtlichkeit der Dinge ihren Grund hat und das Wesen der Dinge besteht.

Külpe hat die zuletzt erörterte schwierige Frage, wie das Bewusstsein des Transcendenten entsteht, in seinem Grundriss der Psychologie gar nicht erörtert, kaum berührt. Ganz nebenbei spricht er einmal (S. 23) davon, „dass ausser den fünf Sinnen noch eine Reihe anderer körperlicher Organe Empfindungen vermitteln, die zur Erkenntnis der Aussenwelt nichts beitragen.“ An einer andern Stelle (S. 91) erwähnt er wiederum bloss beiläufig: „Ob eine Empfindung als Zeichen oder Erkenntnisgrund für äussere Reize dient, das kann auch von ihrer Intensität, Dauer u. s. w. abhängen.“ In der Abhandlung „Das Ich und die Aussenwelt“ (Wundts philosophische Studien VII, 3) stellt er einen Anhang in Aussicht, der „den experimentellen Beweis“ dafür bringen soll, dass die Erlebnisse, welche der sinnlichen Wahrnehmung angehören, nur unter der Herrschaft gewisser erfahrungsmässiger Kriterien für subjektiv oder objektiv gehalten werden.“ (S. 399.) Der Anhang ist meines Wissens nicht erschienen. Der Anhang würde auch, wie sofort einleuchtet, für die Entscheidung unserer Frage ebenso irrelevant sein, wie es thatsächlich die ganze Abhandlung ist. Das ist alles, was man hierher rechnen könnte. In der Abhandlung (S. 394) wird unterschieden zwischen Erlebnissen, die wir haben, und unserm Wissen um solche Erlebnisse, das als Reflexion bezeichnet wird. Sogar Absichten sollen wir haben können, ohne um sie zu wissen. Das ist nun freilich zu weit gegangen. Absichten und ebenso Erinnerungen können wir nicht haben, ohne um sie zu wissen. Sonst ist die Unterscheidung richtig und bedeutsam. Für die Empfindungen vor allem gilt, dass wir sie haben können, ohne darum zu wissen. Im Grundriss wird sofort von der innern Wahrnehmung gesprochen (S. 3) und dann ohne alle nähere Erklärung die innere Wahrnehmung des Psychologen der äussern Wahrnehmung des Physikers (S. 10) gegenübergestellt. Die innere Wahrnehmung wird auf derselben Seite (S. 10) zuerst von der Aufmerksamkeit unterschieden und dann mit dem aufmerksamen Erleben identifiziert.

Auf derselben Seite (S. 10) wird die Selbstbeobachtung zuerst verworfen und dann empfohlen. Natürlich können wir Empfindungen nicht unterscheiden, wenn wir nicht zuerst verschiedene Empfindungen haben, ja es leuchtet ein, dass die verschiedenen Empfindungen zugleich in demselben Augenblick im Bewusstsein sein müssen, wenn der Unterscheidungsvorgang stattfinden soll. Nach Külpe (S. 33) „bezeichnet der Name Unterschiedsempfindlichkeit nicht eine unterscheidende Thätigkeit, die neben den verschiedenen Inhalten als besonderer Bewusstseinsvorgang bestände, sondern nur die allgemeine Thatsache, dass wir Verschiedenes erleben und als solches konstatieren, also die innere Wahrnehmung verschiedener Inhalte und die Aussage darüber.“ Hier wird die innere Wahrnehmung mit dem Erleben identifiziert; vorher (S. 10 oben) wurde sie von dem Erleben unterschieden; denn die von ihr verschiedene Aufmerksamkeit sollte nicht ihr, sondern den Erlebnissen zu teil werden.“ Interessant ist, dass man das Verschiedene als verschieden konstatieren kann, ohne zu unterscheiden. Ferner: „Wir beurteilen zwei Bewusstseinsvorgänge daraufhin, ob sie gleich oder verschieden sind, wir stellen sie damit (!) gewissermassen (!) unter die allgemeinsten Denkgesetze der formalen Logik, das Gesetz der Identität und des Widerspruchs.“ (S. 33.) Diese Proben mögen genügen. Külpe stellt die physiologisch-psychologischen Details mit vorzüglicher Klarheit und Sorgfalt dar, für die Schwierigkeit der Behandlung allgemeiner Fragen scheint ihm das Verständnis zu fehlen. Er thut sie mit einer Leichtigkeit ab, die wahrhaft beispiellos ist. Sein Buch ist ein klassischer Beweis dafür, wie wenig auch die gründlichste Schulung in der physiologischen Psychologie für eine zweckentsprechende Behandlung dieser Fragen nützt.

Von den haltlosen Ausführungen Külpes wenden wir uns zu den wohldurchdachten Untersuchungen Rehmkes. Das ist einmal wieder wirklich philosophische Arbeit, d. h. Gedankenarbeit auf psychologischem Gebiete. Seine Grundanschauung ist wie die seines Lehrers Biedermann, des gedankenmächtigsten unter den modernen Theologen der Bewusstseinsmonismus: das Alles seiende Bewusstsein ist die einzige Wirklichkeit. Die einzelnen Seelen, in den Besonderheiten der ihr Bewusstsein bildenden Bewusstseinsvorgänge bestehend, und die äusseren Dinge stehen zu dem Alles seienden Bewusstsein in dem Verhältnis des Be-

sonderen zum Allgemeinen in der Weise, dass das Allgemeine in allem Besonderen als das Identische vorhanden, nicht etwa bloss als das Gleiche wiederkehrt oder sich wiederholt. Das Alles seiende Bewusstsein ist das Realprincip, diese Auffassung des Verhältnisses des Allgemeinen zum Besonderen das Formalprincip der Philosophie Rehmkes. Die äusseren Dinge sind (ebenso wie die Seelen) in ihrer Existenz dadurch bedingt, dass sie Besonderheiten des allgemeinen Bewusstseins bilden, die äusseren Dinge sind insofern unabhängig von den Seelen oder Einzelbewusstseinen. In der Wahrnehmung und Vorstellung, die wir von ihnen haben, werden sie auch zu Besonderheiten der Einzelbewusstseine und hören natürlich nach der Wahrnehmung und Vorstellung wieder auf dies zu sein. Auch hiefür gilt also das Verhältnis des Allgemeinen zum Besonderen. Nach meiner Meinung steht die Auffassung des Allgemeinen als des in dem Besonderen Identischen nicht in Übereinstimmung mit den Thatsachen der Erfahrung: wir lernen das Allgemeine nur als das in dem Besondern sich wiederholende Gleiche kennen. Noch weniger kann das Verhältnis der Wahrnehmung oder Vorstellung zu den Dingen nach dem des Allgemeinen zum Besonderen erklärt werden; es ist ein eigenartiges Verhältnis, für das jede Analogie im Bewusstseinsleben fehlt, das wir als Gegenstandsbewusstsein bezeichnen. Natürlich müssen wir auch das Alles seiende Bewusstsein ablehnen. Die Seele ist nach Rehmke sich selbst nur in ihren früheren und zukünftigen Bestimmtheiten Gegenstand, nicht als gegenwärtiges Bewusstsein (S. 144). Ein Bewusstsein der Zusammengehörigkeit der gegenwärtigen Bewusstseinsvorgänge und der vergangenen, wie es mit der Erinnerung immer und notwendig, der gegenwärtigen Bewusstseinsvorgänge unter einander, wie es mit der Reflexion häufig verbunden ist, überhaupt eine Reflexion und weiterhin ein wirkliches, nicht bloss in Wortvorstellungen bestehendes Ichbewusstsein, das nur auf Grund des Bewusstseins der Zusammengehörigkeit entsteht, wäre hiernach gar nicht möglich. Trotzdem sollen nach Rehmke auch die gegenwärtigen Bewusstseinsvorgänge bewusst sein (S. 153), d. h. „Besitz eines bestimmten Bewusstseins oder wie man gewöhnlich sagt, Bewusstseinsinhalt“ sein (S. 60), sie sollen „gedacht“ werden können (S. 492). Was heisst das anders, als dass sie Gegenstand der Seele sind? Ich gedenke an anderer Stelle ausführlich über die metaphysischen

Untersuchungen Rehmkes zu sprechen und ihnen dort gerecht zu werden, was in einer Abhandlung über die psychologische Grundfrage nicht möglich ist.

Bei Twardowski können wir natürlich keine Erörterung über diese Grundfrage, weder über die Entstehung der Vorstellung des Ich, noch über die Entstehung der Vorstellungen von Dingen erwarten. Wer aber mit mir die Lösung dieser Frage im Gegenstandsbewusstsein findet, wird nicht umhin können, Twardowskis Untersuchungen auch in dieser Hinsicht grosse Bedeutung zuzuschreiben. Natürlich wird auch der Gegenstand, wenn wir ihn denken zum Inhalt, er muss zum Inhalt werden, wenn wir ihn denken sollen. Insofern führt die Gegenüberstellung von Inhalt und Gegenstand und die Unterscheidung beider nicht weiter. Und doch giebt es Gegenstände unseres Denkens, die ihrem Begriff oder ihrer Natur nach gar nicht Inhalte sein können: das Nichts, das weder innerhalb, noch ausserhalb des Bewusstseins existiert, und das Transcendente oder was nicht Bewusstsein ist, das in keiner Weise innerhalb des Bewusstseins weder als Vorgang noch als Inhalt existieren kann, sondern wenn überhaupt, dann notwendig ausserhalb des Bewusstseins existieren muss. Ich behaupte darum im Gegensatz zu Twardowski (S. 21—23; S. 35), dass auch das Nichts ein Gegenstand ist und leugne ebenfalls im Gegensatz zu ihm (S. 35—36), dass sich „die Bedeutung des Wortes Gegenstand mit jener des Wortes Erscheinung oder Phänomen deckt“ oder dass „der Gegenstand der Vorstellungen, Urteile, Gefühle sowie Wollungen etwas vom Ding an sich Verschiedenes“ sein müsse. Um das Bewusstsein des Nichts und des Transcendenten zu erklären, müssen wir annehmen, dass in einem Bewusstseinsvorgang oder Bewusstseinsinhalt etwas vergegenwärtigt wird, das weder das eine noch das andere ist, und zwar unmittelbar vergegenwärtigt wird. Der vermittelnde Gedanke, Gegenstand oder Nicht-Bewusstsein, der dem Vorgang oder Inhalt im Bewusstsein gegenübergestellt wird, ist natürlich wiederum Inhalt des Bewusstseins und nützt zu diesem Zweck nichts. Auch bezüglich der Erinnerung und Reflexion gilt ganz das Gleiche: es nützt nichts, wenn wir neben diesen Vorgängen noch eine Gegenstand genannte Vorstellung annehmen, wenn nicht etwa diese Vorstellung über sich selbst hinaus auf das, woran wir uns erinnern oder worüber wir reflektieren, hinweist, also etwas ver-

gegenwärtigt, was nicht sie selbst ist. Das kann dann aber auch schon von dem Erinnerungs- und Reflexionsvorgang selbst ohne diese Vorstellung angenommen werden. Bezüglich der Reflexion besteht nur der Unterschied, dass zugleich mit ihr das, worüber reflektiert wird, im Bewusstsein gegenwärtig ist, während das, woran wir uns erinnern, der Vergangenheit angehört, das Transcendente nur ausser dem Bewusstsein, das Nichts weder in noch ausser dem Bewusstsein sein kann. In dem Bewusstsein heisst bei uns nur: Vorgang oder Inhalt des Bewusstseins sein; ausser dem Bewusstsein sein heisst: weder Vorgang noch Inhalt des Bewusstseins sein. Diese Ausdrücke haben also keinen räumlichen Sinn.

Ein Rückblick auf die Paracelsus-Jahrhundertfeier.¹⁾

Von
K. Sudhoff.

Man spottet vielfach über die Sucht unserer Zeit, Gedenktage festlich zu begehen. Das mag bei mancher Gedenkfeier vielleicht begründet sein; an Hohenheim aber hatte die deutsche Gelehrtenwelt so manches Unrecht wieder gut zu machen, welches vergangene Jahrhunderte diesem Gewaltigen angethan haben. Darum ist die Einmütigkeit freudig zu begrüßen, mit der man allenthalben bei der vierhundertjährigen Wiederkehr des Tages seiner Geburt der Grösse des Mannes nach Kräften gerecht zu werden suchte, und wenn wir an dieser Stelle seiner gedenken, so geschieht dies, weil er einer der bedeutendsten Vorläufer der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts gewesen ist.

Der Geburtstag Hohenheims steht nicht zweifellos fest. Überliefert werden der 10. November und der 17. Dezember 1493 neben manchen sicher falschen Zeitangaben, wie dies in einer Studie des Berichterstatters in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 10. November 1893 dargelegt ist, in welcher gleichzeitig zusammengefasst wird, was sich über die ersten Jugendjahre des Gefeierten Verlässliches sagen lässt.²⁾

Zur Feier selbst ist zunächst zu erwähnen, dass die beiden an Hohenheims Geburtsorte erscheinenden Kalender, der „Einsiedler Kalender“ und der „Neue Einsiedler Kalender“ für das Jahr 1893 in kurzen Mitteilungen über den grossen Vaterlandsgenossen (mit Abbildungen seines angeblichen Geburtshauses und seiner Gesichtszüge) das Erinnerungsjahr eingeleitet haben und dass am Geburtstage selbst dort eine öffentliche Feier veranstaltet wurde, bei welcher Sekundarlehrer Eduard Kälin die Festrede hielt. Diese Rede ist im Einsiedler Anzeiger (Jänner und Februar 1894) veröffentlicht worden. Ein anderer bei der gleichen Gelegenheit gehaltener Vortrag des Bezirksammann Dr. Lienhardt über die Bedeutung des Para-

¹⁾ Durch viermonatliche schwere Krankheit des Berichterstatters wurde diese Arbeit über Gebühr verzögert; sie sollte zum 17. Dez. 1894 erscheinen.

²⁾ Ohne Quellenangabe etwas gekürzt im „Boten der Urschweiz“, Schwyz, 29. November 1893, wieder abgedruckt.

celsus für die Geschichte der Arzneikunde ist meines Wissens nicht im Druck erschienen.¹⁾ Allenthalben in der deutschen Schweiz wurde Theophrastus in den Zeitungen gefeiert.²⁾ In Winterthur wurde der 17. Dezember feierlich begangen durch einen Festvortrag des Herrn Prof. Dr. E. Bosshard im Hörsaal des dortigen Chemiegebäudes. (Vgl. die „Züricher Post“ vom 19. Dezember 1893.) Der gehaltvolle Vortrag ist in der „Sonntagspost, Wochenbeigabe des Landboten“ abgedruckt „zum Gedächtnis des Theophrastus Paracelsus“ und giebt ein treffendes Bild von der Bedeutung des Mannes. St. Gallen, wo Paracelsus 1531 geweiht hat, bot zwar keine öffentliche Feier, aber das „Tagblatt der Stadt St. Gallen“ veröffentlichte neben der eben genannten kurzen Mitteilung in dem Feuilleton seiner Nummern vom 18. bis 22. Dezember 1893 eine längere Abhandlung aus der Feder Gottfried Kesslers über die St. Galler Episode im Leben des grossen Arztes, welche sich jedoch im wesentlichen auf eine Abschrift der betreffenden Abschnitte in Schubert und Sudhoffs Paracelsus-Forschungen beschränkt, ohne die Quelle zu nennen; beigefügt ist nur die Sage vom Stadtpfeifer Stücheler nach Kohlrusch's Schweizerischem Sagenbuch.

Hervorragend gefeiert wurde das Andenken des Weisen von Einsiedeln in der Stadt der Schweiz, wo er zugleich die grössten Ehren und die heftigsten Anfechtungen erlebt hat, in Basel. Im dortigen Stadttheater wurde das von Nationalrat Theodor Curti zum vierhundertjährigen Jubiläum geschriebene Trauerspiel „Paracelsus“³⁾ zur Aufführung gebracht und errang einen Achtungserfolg. Es spielt im Jahre 1527 und behandelt Hohenheims Baseler Erlebnisse, an welche sich frei erfunden sein tragisches Ende direkt anschliesst. Die Gestalt des Reformators ist mit Liebe gezeichnet, aber von der Grösse der Auffassung eines Robert Browning weit entfernt⁴⁾, ohne dafür viel bühngerechter geworden zu sein.⁵⁾ — Einen vollen Erfolg bedeutete die Rede Prof. G. W. A. Kahlbaums, gehalten im Bernoullianum, welche in durchaus bedeutender Weise an der Stelle seines Wirkens als Universitätsprofessor und Stadtarzt Zeugnis ablegt von der Grösse des lange verkannten Mannes — eine späte, aber

¹⁾ Vgl. das Luzerner „Vaterland“ vom 12. Dezember 1893, die „Züricher Post“ vom selben Tage, den „March-Boten“, Lachen den 13. Dez. und die Baseler „National-Zeitung“ vom gleichen Tage 1893.

²⁾ Siehe „Tagblatt der Stadt St. Gallen“, 12. Dez. 1893; „Wynenthaler-Blatt“, Menziken 20. Dez. 1893; „Basler Nachrichten“, 13. Dez. 1893, Beilage (von J. M.); Basler „National-Zeitung“ vom 13. Dez. und „Sonntagsblatt“ derselben Nr. 51 vom 17. Dez. 1893 (C. Steinitz); „Neue Züricher Zeitung“, 10. Dez. 1893 1. Beilage (Dr. Joachim Sperber).

³⁾ Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz) 1894. 86 S. 8^o.

⁴⁾ Vgl. dessen Poetical Works, London 1883, Vol. I. p. 45—205.

⁵⁾ Kritiken in den „Basler Nachrichten“ v. 17. Dez. 1. Beilage; in dem Feuilleton der Baseler „National-Zeitung“ vom selben Tage und vom 22. Dez. von Dr. Widmann nach dem Berner „Bund“; „Züricher Post“ vom 17. und St. Galler „Tagblatt“ vom 22. Dez. 1893.

gründliche Rechtfertigung gegenüber den vielen Verunglimpfungen, welche die Baseler Läterchronik auf den Mann gehäuft hatte. Ich stehe nicht an, diesen Vortrag „gehalten zu Ehren Theophrastus von Hohenheim“¹⁾ als die schönste Gabe zu bezeichnen, welche uns die Jahrhundertfeier gebracht hat. Die rauhkantige Persönlichkeit ist mit Liebe und vollem Verständnis erfasst und ohne alle Schminke gezeichnet. Dass gerade die Baseler Episode des Hohenheim'schen Lebens besonders eingehend und treffend geschildert ist, brachte der Ort der Rede mit sich, auch verdient gerade diese Sonnenwende seines Lebens vorzüglich die Beachtung des Biographen; das Schicksal hatte bis dahin den Arzt schaffensfroh in aufsteigender Bahn der Sonne entgegen getragen, um ihn nun nach jähem Umschwung in den Winter des Elends zu stossen. Das Verhängnisvolle der Baseler Katastrophe liegt nicht allein in der gewaltsamen Beendigung seiner Lehrthätigkeit, welche den stetigen Ausbau seines Lehrgebäudes für immer unterbrach: sein ganzes Leben ist von da an ein harter, zweckloser Kampf mit den Widerwärtigkeiten seiner Lage, der die Kraft des Mannes vergeudete. Diese Baseler Zeit Hohenheims, Höhe und Wendepunkt seines Erdenlaufes, ist nirgends noch so kurz und treffend ins Licht gestellt worden wie bei Kahlbaum. Das Verhältnis zu den Brüdern Amerbach, Basilius und Bonifacius, ist selbständig aufgeklärt und aus der Amerbach'schen Briefsammlung der Beweis erbracht, dass Theophrastus im März 1527 in Neuenburg weilte und schon damals (von Basel her) mit den Brüdern in Freundschaftsverkehr stand.

Dass man auch am Todesorte Hohenheims, in Salzburg, wo im städtischen Museum seit langen Jahren liebevoll alles für ihn Wichtige zusammengetragen wird, wo Aberle im Verein mit Dr. Petter Jahrzehnte lang eingehend über Paracelsus gearbeitet hat, dass man dort den 400jähr. Geburtstag nicht ungefeiert lassen werde, war zweifellos. So hielt denn die Gesellschaft für Salzburger Landeskunde am 14. Dezember 1893 eine feierliche Festsitzung, bei welcher Dr. Alexander Petter in Wort und Bild den grossen Toten lebendig werden liess. Am 16. Dezember sprach Dr. Alexander Nicoladoni aus Linz im „Oesterreichischen Hof“ zu Salzburg in öffentlichem Vortrag über Hohenheim. Seit langer Zeit hat sich Nicoladoni mit Paracelsus beschäftigt, was in seiner Rede²⁾ allenthalben zu spüren ist. Aus dem Wust der Überlieferung schält er heraus einen ersten deutschen Gelehrten, wenn auch Parteimann durch und durch, der reinste Typus seiner vielbewegten Zeit. Namentlich die Bemerkungen des Redners über Hohenheims allgemeine philosophische Anschauungen und sein Verhältnis zur Religion in den Kämpfen seiner Tage sind aller

¹⁾ Verlag von Benno Schwabe, Basel 1894, 70 S. 8^o; besprochen in der Baseler National-Zeitung vom 22. Dezember 1893.

²⁾ Abgedruckt in der „Linzer Tagespost“ 1893 Nr. 290—293 und 1894 Nr. 1—3.

Beachtung wert. — Mit einer stillen weihevollen Feier am Grabe des Gewaltigen (17. Dezember) schlossen die Salzburger Paracelsustage.¹⁾

Auch im übrigen Österreich hat man es nicht ganz vergessen, dass Hohenheim dort geweilt hat. So berichtet J. S. (Ignaz Schwarz) im „Neuen Wiener Tagblatt“ vom 7. Dezember 1893 über „Paracelsus in Oesterreich“. Aus derselben Feder brachte der „Pester Lloyd“ im Morgenblatt vom 26. November 1893 einen Artikel „Paracelsus in Ungarn“. Hohenheim erzählt selbst, dass er Ungarn, die Wallachei, Siebenbürgen, Krabaten (Croatien) durchwandert habe; aus Griechisch-Weissenburg (Belgrad) berichtet er eine therapeutische Beobachtung. — Einen längeren trefflichen Aufsatz über Paracelsus liess der durch Studien aus der Geschichte der Chemie wohlbekannte Prof. Dr. A. Bauer im Feuilleton der „Wiener Zeitung“ vom 12., 13. und 14. Dezember 1893 erscheinen, worin er neben der Schilderung des Lebensganges namentlich die Grundgedanken seines philosophischen, chemischen und medizinischen Lehrgebäudes zur Darstellung bringt und den Vielgeschmähten von manchem ungerechten Vorwurf freispricht.²⁾

Die schwäbische Heimat des Geschlechtes der Bombaste von Hohenheim hat wenigstens in der Mittwochbeilage der schwäbischen Chronik des schwäbischen Merkurs vom 13. Dezember 1893 zum Gedächtnisse des Paracelsus das Wort ergriffen und sein Lob ausgesprochen auf Grund recht wackerer Studien.

Was die übrige deutsche Tageslitteratur über ihn gebracht hat, werde ich nur kurz erwähnen.

In ihrer Nummer vom 9. Dezember 1893 brachte die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ einen Aufsatz von Dr. Adolf Kohut, der zwar manche alte Unrichtigkeiten weiter verbreitet, aber doch dem Theophrastus gerecht zu werden sucht; ein Bild nach Odieuvres Stich ist beigegeben, besitzt aber keinerlei Authenticität. Reich mit guten Abbildungen seiner Geburtsstätte, seines Wohnhauses in Esslingen und Salzburg, seines Grabmales und seiner Gesichtszüge ausgestattet, ist die Arbeit des Historikers des Occultismus Karl Kiesewetter in „Ueber Land und Meer“, 1893/94, Nr. 11, aber leider nicht frei von falschen Überlieferungen. Unbekannt mit manchen neueren Untersuchungen gibt Kiesewetter die Lebensschilderung mehrfach in recht wirrer Gestalt. N. J. Hartmann schreibt im ganzen richtig über Hohenheim in der „Illustrierten Welt“ (1894, Nr. 13), welche zum Teil dieselben Abbildungen bietet, welche sich in der „Katholischen Warte“ (März 1894) finden, begleitet von einem den neuesten

¹⁾ Vgl. den Bericht des Freiherrn von Doblhoff im Berner „Bund“ vom 24. Dezember 1893 und den Festartikel nach Adolf Warneck im Feuilleton der „Salzburger Zeitung“ vom 16. u. 18. Dezember 1893.

²⁾ Vgl. auch die Mitteilung Prof. Pischmanns in der „Neuen freien Presse“ vom 23. Nov. 1893.

Forschungen gerecht werdenden Texte von Ludwig Heilmayer. Eine ausführliche Würdigung hat dem grossen Manne zuteil werden lassen Dr. Ludwig Karell in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ (Heft 4, 1893/94, S. 332—338 mit Abbildungen der verschiedenen überlieferten Typen paracelsischer Gesichtszüge nach Aberle, des Vaters Wilhelm von Hohenheim und des Grabmals). Die Arbeit ist gut geschrieben unter allseitiger Benutzung der neueren Litteratur; manchmal wäre aber doch etwas mehr Kritik zu wünschen. — In der „Hygieia, Monatsschrift für hygieinische Aufklärung und Reform“ (7. Jahrgang, Heft 3) bespricht der Herausgeber Dr. Carl Gerster Theophrastus Paracelsus als Vorläufer der hygieinischen Reformbewegung und entwirft durch reiche Citate aus Hohenheims Schriften ein anmutendes Bild des Reformators. Unter dem Pseudonym Caius lässt sich in der gleichen Zeitschrift (Heft 5, Februar 1894) ein warmer Verehrer des Arztes von Einsiedeln vernehmen unter allerhand Seitenhieben auf heutige Zustände. — R. J. H.[artmann?] schildert uns in der Berliner National-Zeitung (Sonntagsbeilage Nr. 51 vom 17. Dezember 1894) Hohenheim als echten deutschen Mann und Meister der deutschen Sprache; diese Meisterschaft hat sich noch immer nicht zur Anerkennung bei den Germanisten durchringen können, trotzdem neben Luther und Sebastian Franck kaum einer aus damaliger Zeit zu nennen wäre, welcher unsere Muttersprache gleich markig, gedankenreich und zu Herzen dringend zu handhaben wusste, wie Hohenheim. Verfasser weist dies an zahlreichen gut-gewählten Beispielen nach. — Den religiösen Standpunkt Theophrast's und seine Stellung zur Reformation hat R. Julius Hartmann eingehend dargelegt in den Blättern für württembergische Kirchengeschichte (Beilage zum Evangelischen Kirchenblatt für Württemberg) Nr. 1 bis 4, Januar bis Mai 1894. Es ist dies der erste ernstlich ausgeführte Versuch, dem grossen durchaus selbständigen Geiste des Mannes auch auf diesem Gebiete gerecht zu werden. Ein schmachvolles Unterfangen früherer Zeit hatte den tiefreligiösen Mann, der seinem Gottesglauben allenthalben beredten Ausdruck giebt, als Atheisten darzustellen gewagt. Freilich sind seine Ansichten teilweise recht radikaler Natur, doch nicht minder von echt christlichem Geiste durchweht. Ebenso läppisch ist der Vorwurf des Arianismus, den man schon sehr früh gegen ihn erhob; unter irgend eine Schablone suchte man stets den Mann zu pressen, der in keine passt, weil er auf eigenen Füßen stand über allen Parteien. So ist denn seine Stellung zu der reformatorischen Bewegung seiner Zeit durchaus selbständig und eigentümlich, wie Hartmann mit Recht betont; Hohenheim wurde darum von allen Seiten als Ketzer betrachtet, von Rom sowohl als von den führenden Männern der Gegenpartei; Pfaffen und Prediger waren ihm feind, klein gewiss nur die Zahl seiner gleichgesinnten „amici et sodales“. Anfangs war er der neuen Glaubensbewegung geneigt, aber um 1532 ging eine entschiedene

Wendung in seinen Anschauungen vor sich; der Papst, Luther, Zwingli, das Täuferturn, alle schienen ihm gleichermassen von Christi Lehre abgewichen. Das hat auch Hartmann richtig erkannt und dargelegt. Die Schrift allein war Hohenheim die Richtschnur seiner religiösen Anschauungen; der Glaube allein macht selig, aber nur der ist der rechte, der Werke der Liebe erzeugt. Alles vorhandene Material zur Beurteilung von Hohenheims religiösen Ansichten hat Hartmann trefflich benutzt und man wird heute kaum erheblichere Bedenken gegen seine Ausführungen erheben können. Ob sich freilich alle seine Aufstellungen werden halten lassen, wenn einmal das grosse Material der theologischen Paracelsushandschriften zur Prüfung offenliegt, steht dahin. — In der Wochenschrift „Die Nation“ vom 23. Dezember 1893 schreibt Kurd Lasswitz einen gehaltvollen Aufsatz über die Bedeutung des Paracelsus in der Geschichte der Chemie. „Fort mit der Autorität, zurück zur Natur, aus dem Bücherkram hinaus ins Freie“, das war sein Leitmotiv, dadurch hat er in Praxis und Theorie neue Wege erschlossen. Den Kernpunkt dessen, was Hohenheim für die Naturerkenntnis geleistet hat, für die Möglichkeit einer messenden und wägenden Erforschung der Natur, findet Lasswitz in seiner Reform der Lehre von den Elementen. Dieses begrenzte aber typische Gebiet erörtert er sodann des Näheren in vorzüglicher Weise, wie es von dem Verfasser der Geschichte der Atomistik nicht anders zu erwarten war. Zum Schluss betont er noch mit vollem Rechte, dass man Hohenheims Bedeutung für die Geschichte der Chemie lange deshalb verkannt habe, weil man ihn als einen Nachfolger des Basilius Valentinus betrachtete, während die Sache sich gerade umgekehrt verhält. Die Basilianischen Schriften sind erst ein Jahrhundert nach Paracelsus verfasst, wie das Referent schon 1887 betont hat. Valentinus arbeitet vollständig mit Paracelsischen Gedankenreihen; praktisch ist er viel weiter vorgeschritten, theoretisch aber bedeutet er einen Rückschritt gegen Paracelsus. — Dr. Jul. Leopold Pagel gab in der „Deutschen Medicinischen Wochenschrift“, Nr. 50 vom 14. Dezember 1893 zu Ehren Hohenheims eine Schilderung des Ganges der Paracelsus-Forschung in den letzten Jahrzehnten, welche in den wohl noch lange Zeit der Erfüllung harrenden Wunsch nach einer neuen kritischen Ausgabe der Werke Hohenheims ausklingt. — Von medicinischen Gesichtspunkten aus — einschaltend sei hier besonders darauf hingewiesen, dass unsere grossen medicinischen Zeitschriften nur ganz ausnahmsweise Artikel zur Paracelsusfeier gebracht haben — hat Dr. Max Neuburger in Wien den Einsiedler-Arzt in zwei Aufsätzen gefeiert: „Die Persönlichkeit des Paracelsus“ („Medicinisch-Chirurgisches Central-Blatt“, Nr. 50 vom 15. Dezember 1893) und „Paracelsus und Vesalius. Zwei Typen“ („Internationale Klinische Rundschau“, Nr. 50, Wien, 10. Dezember 1893). Seine Schriften sollen zwar jedes aktuellen Interesses entbehren, aber wenn man den Mann selbst aus seiner

Zeit heraus betrachtet, wird man ihn hochschätzen als einen durch und durch originären Forscher von Faust'schem Typus, als einen Menschen von ausgesprochenster Individualität. Heute sind auch in der Medicin der Individualität enge Schranken gezogen; früher waren es gerade die persönlichen Eigenschaften, welche die Grösse des Arztes ausmachten; aus solchen grossen Persönlichkeiten besteht hauptsächlich die Geschichte der Heilkunde; der grössten eine war die des Paracelsus, an der alles eigentümlich ist. Seine innere und äussere Revolution gegen den überlebten Galenismus, sein eigenes Neuschaffen wird von Neuburger mit eindringenden Worten kurz geschildert, ebenso seine Anlehnung an den naturphilosophischen Neuplatonismus, das Deutsche in Form und Inhalt seiner Schriften, seine Wahrhaftigkeit, die ihm allenthalben Feinde erweckte, seine hohe Auffassung vom Berufe des Arztes, die Missachtung der Anatomie, welche ihm die Feindschaft der medicinischen Philologie, den Hass der Anatomen eintrug. Weil alles an ihm Persönlichkeit war, besteht seine Schule nur aus kleinen Geistern, welche die Lehren des Mannes verballhornten. Dass seine Beurteilung so verschieden ausfiel, kann nach dem allen nicht wundernehmen. Von einer allseitigen gerechten Beurteilung des „selten begabten und ganz ungewöhnlichen“ Mannes, sind wir auch heute noch weit entfernt. — Die Parallele zwischen Paracelsus und Vesalius, die Zeitgenossen waren, wenn Vesal's grosses Werk auch erst zwei Jahre nach Hohenheim's Tode erschien, ist gleichfalls geistvoll geschrieben; beide sind Vertreter der medicinischen Renaissance und zweifellos die grössten derselben. In Paracelsus bewundert er mehr den Revolutionär der That, dessen aufs grosse Ganze gerichteter Geist im einzelnen wenig Bleibendes geschaffen und Einzelarbeit verachtet habe. Er, der Vater der physiologischen Chemie, richtete nur auf das Allgemeine der chemischen Vorgänge sein Auge und vernachlässigte (zum Teil allerdings nur scheinbar) die Thätigkeit der einzelnen Organe. Nur der lebende Organismus war ihm Gegenstand des Studiums; die Anatomie liess er nur zu sehr als nebensächlich ausser Acht. Und doch bereitete sich zu seiner Zeit das Werk vor, welches seinen Verfasser Vesal mit unsterblichem Ruhm bedeckte, die Schrift „De Corporis humani fabrica“, welche der anatomischen Autorität des Galen den Todesstoss versetzte, ein ewig gültiges Muster angestrengtester Detailarbeit zum grossen allgemeinen Zweck der Erforschung der Lebensvorgänge. Was Paracelsus durch geniale Intuition im Vorausblick über die Arbeit von Jahrhunderten zu erreichen sucht, will Vesalius durch folgerichtigen Aufbau von Einzelarbeit auf Einzelarbeit langsam erschliessen; so sind sie beide leuchtende Vorbilder zweier Forschungsrichtungen im Entwicklungsgange der Geschichte der Menschheit. — Das Verdienst, Hohenheim auch von pharmaceutischer Seite ein Denkblatt gestiftet zu haben, gehört Dr. Hans Heger in Wien, welcher in der von ihm herausgegebenen „Pharmaceutischen Post“

(Nr. 48 und 51 vom 26. November und 17. Dezember 1893, mit Bild des Paracelsus und des Grabmals) den Lebensgang und die Anschauungen Hohenheims darlegt. Vor allem ist er dadurch, dass er die Alchemie auf die Darstellung neuer Arzneistoffe hinwies und die Gewinnung wirksamer Präparate auf chemischem Wege lehrte, der Vater der pharmaceutischen Chemie geworden.

Auch in den „Annales de l'Electro-Homéopathie de l'institut electro-homéopathique de Genève, Août 1894“ finden wir einen hierher gehörigen Artikel des Herausgebers A. Sauter, welcher Hohenheim als Vorläufer Hahnemanns, der Naturheilmethode und der Elektrohomöopathie in Anspruch nimmt. Eine gelungene Nachbildung des Tintoretto'schen Bildes Hohenheims (nach der Genfer Folio-Ausgabe von 1658) ist beigegeben.¹⁾ — Paracelsus als Parteigänger der östlichen Theosophie bildet das Thema eines „Gedenkblattes“ in den „Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde“, Band XXXIV, verfasst von dem eifrigen Apostel dieser Lehre, Franz Hartmann²⁾. Ein Teil von Hohenheims mystischen Anschauungen soll mit denen des Sankararharya und anderer indischer Weisen des Altertums identisch sein; vornehmlich wird die indische Lehre von den sieben Principien auseinandergesetzt und durch Parallelstellen aus Hohenheims Schriften als auch bei ihm vorhanden nachzuweisen gesucht, wovon in Wahrheit nicht die Rede sein kann, wenn auch 3 Principien + 4 Elemente die schöne Zahl 7 ergibt.

Als wertvoller Beitrag zur Paracelsuskunde, gedruckt zur Zeit der Jahrhundertfeier im Dezember 1893, wäre noch zu nennen die „Bibliography of the Paracelsus. Library of the late E. Schubert, M. D., Frankfurt am Main“, welche als Auktionskatalog bei William Wesley & Son in London erschien; die wertvolle Bibliothek ist in den Besitz von Professor John Ferguson in Glasgow übergegangen, welcher in 5 Heften „Bibliographia Paracelsica“, Glasgow 1877 bis 1893 sich um die Verbesserung und Vervollständigung des bekannten Mook'schen Werkes grosse Verdienste erworben hat.

Des Neuen und Bedeutenden, das die Paracelsusfeier hervorgerufen hat, ist also nicht viel, aber das Andenken des grossen deutschen Mannes ist allenthalben in würdiger Weise unserem schnell vergessenden Zeitalter gegenüber lebendig gemacht worden; mehr soll man von einer solchen Feier auch nicht verlangen. Viele Stimmen sind zu Worte gekommen und als Ganzes genommen bilden sie einen schönen Zusammenklang zum Lobe des genialen Mannes.

¹⁾ Ein Kurhaus, welches derselben Gesellschaft für Electrohomöopathie angehört, in der Nähe Genfs gelegen, führt den Namen „Villa Paracelsia“.

²⁾ Gesondert erschienen unter dem Titel „Theophrastus Paracelsus als Mystiker“, Leipzig, Wilhelm Friedrich 1894, 55 S. 8° mit einer Nachbildung des A. Dürer zugeschriebenen Paracelsusbildnisses in Lichtdruck.

Litteraturbericht.

Unter dem Titel: **Hamburgische Gewerbetreibende im Auslande II. Hamburgische Handwerker als Studenten an der Universität Frankfurt a. O.** bespricht **W. Stieda** in der Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte, Bd. 9 (1893), S. 429 ff. zunächst die besonders in Frankfurt a. O. geübte eigentümliche Sitte, auch Gewerbetreibende, namentlich solche, die mit der Herstellung von Büchern sich berufsmässig befassten, wie Buchdrucker, Buchbinder, Formschneider, Buchstabengiesser, Büchermaler, Buchsetzer und Buchhändler zur Immatrikulation zuzulassen. Von den in Frankfurt a. O. 1601—61 elf immatrikulirten Hamburger Gewerbetreibenden sind 5 Buchbinder, 4 Buchdrucker.

In einer Breslauer Dissertation von 1894 unter dem Titel: „Georg Israël, Erster Senior und Pastor der Unität in Grosspolen. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation in Polen“ feiert **Richard Kruske** die bislang nicht genügend gewürdigten Verdienste Israëls um die Einführung der Reformation in Polen. Das mit liebevoller Hand entworfene Lebensbild umfasst in 3 Teilen zunächst die Lehr- und Wanderjahre Israëls, 1505—1553, in welchen er zusammen mit seinem Lehrer Augusta und Joachim Prostiborius als Abgesandter der böhmischen Unität auch Wittenberg berührte und von Luther freundlich empfangen wurde, sodann Israëls mit seiner Anstellung als Pfarrer von Ostoróg beginnendes Lebenswerk in Polen, 1553—1579, und endlich seinen im Geburtslande Mähren verbrachten Lebensabend, 1579—1588. **B.**

Als Festgabe zur Begrüssung des 6. allgemeinen deutschen Neuphilologen-Tages zu Karlsruhe, Pfingsten 1894, hat der Karlsruher Verein der Lehrer neuerer Sprachen ein von **Theodor Längin** angefertigtes Verzeichnis der „Deutschen Handschriften der Grossh. Badischen Hof- und Landesbibliothek (Karlsruhe, Ch. Th. Groos, 1894)“ dargebracht. Das Verzeichnis zerfällt in 2 Teile. Im ersten wird die stattliche, von dem Benediktinerkloster St. Georgen in Villingen überkommene Handschriftensammlung besonders beschrieben. Der zweite gibt eine systematische Übersicht des gesamten deutschen Handschriften-Bestandes der Karlsruher Bibliothek. In unser Forschungsgebiet greifen u. a. zunächst 3 mystische Sammelbände: 1) Cod. Pap. LXXVIII (Eckhart; Tauler), 2) Cod. Pap.

LXXIX (Heinr. Herp; Eckhart; dochter von syon; geistlich boumgarten), 3) Cod. Pap. LXXX (Meisterbuch [„der kleine thaulerus“]; Tauler u. a.), ferner kommt für uns in Betracht „Franck von Wörd, Sebastian, Weltbuch-Spiegel. 1547. B. 8“ und endlich „Der Glaub der Waldeser-Kezere. Bair. 15. Jahrh. K. 349“, der jedoch von Döllinger in seiner Sektengeschichte II, 701, Nr. 68, schon abgedruckt ist. **B.**

Die „Geschichte der Gegenreformation in Böhmen“ von Anton Gindely (nach des Verfassers Tode herausgegeben von Dr. Theod. Tupetz, Landesschulinspektor in Prag) Leipzig, Duncker u. Humblot, 1894, reiht sich den übrigen hervorragenden Arbeiten dieses Gelehrten würdig an. Wir erhalten hier zum ersten Mal ein Bild der ausserordentlichen Wirkungen, die die Schlacht am Weissen Berge zunächst für Böhmen und dessen staatsrechtliche und religiöse Verhältnisse gehabt hat. „Die Schlacht auf dem Weissen Berge“, sagt Gindely S. 83, „gehört zu jenen Kämpfen, die über das Schicksal eines Staates endgültig entschieden. Nicht bloss die Verfassung und die kirchlichen Verhältnisse Böhmens wurden umgestaltet, auch die staatliche Selbständigkeit nahm zwar nicht verfassungsmässig, aber faktisch ein Ende . . .“ Die Sieger waren entschlossen, die völlige Niederlage ihrer Gegner so rasch und so vollständig als möglich auszunutzen, und ihr besonderer Hass richtete sich gegen die **böhmischen Brüder**. Die Katastrophe der Unität wird von Gindely folgendermassen geschildert (S. 265 f.): „Der neuentflammte Glaubenseifer richtete sich besonders noch gegen die böhmische Brüderunität. Sie hatte sich im Jahre 1609 bei Gelegenheit der Erteilung des Majestätsbriefes mit den übrigen Bewohnern des Landes zur Anerkennung der böhmischen Konfession vereinigt und an dem gemeinsamen Kirchenregiment, dem sogenannten Konsistorium, beteiligt, im übrigen aber ein selbständiges Gemeindeleben, selbständige Heranbildung ihrer Geistlichkeit und ihre alte strenge Disciplin gewahrt. Die allgemeine Achtung, die ihr deshalb zuteil wurde, bewirkte, dass ehemals utraquistische Gemeinden mit Vorliebe Geistliche der Brüderunität auf ihre Pfarren beriefen. Der Hauptsitz der Brüderunität war in Jungbunzlau, dort war ihre bedeutendste Lehranstalt, dort ihre Bibliothek und ihre Druckerei, dort auch der Sitz ihrer Vorsteher. Die kaiserlichen Ausweisungsbefehle trafen anfangs wohl einen oder den andern ihrer geistlichen Führer in den königlichen Städten, nicht aber die Unität als solche, deren Einrichtungen in Jungbunzlau noch immer festen Bestand hatten. Als dies zur Kenntnis Caraffas gelangte, ersuchte er den Kaiser während seiner Anwesenheit beim Regensburg'schen Deputationstage um die unverweilte Vernichtung der Unität. Dieser kam selbstverständlich dem Ansuchen nach und erteilte dem Fürsten von Liechtenstein die entsprechenden Befehle (Fürst Liechtenstein war seit der Schlacht Statthalter in Böhmen). Unverweilt wurde von letzterem eine Kommission nach Jungbunzlau abgeschickt, welche die

sämmtlichen Amtsorgane der Unität auseinandersprengte, ihre Lehranstalt auflöste und ihre Bibliothek nach Prag abführte. Letztere wurde einer strengen Untersuchung unterworfen; was für die katholische Kirche unverfänglich war, wurde ausgeschieden und aufgehoben, der Rest aber verbrannt. Die böhmische Litteratur erlitt durch dieses rohe Gebahren einen unersetzlichen Schaden. Die Brüderunität war damit in Böhmen vernichtet.“ K.

Albrecht Richters im Jahre 1890 begründete „**Neudrucke pädagogischer Schriften**“ (Leipzig, Verlag von Richard Richter) schreiten rüstig vorwärts. Die Ankündigung der Sammlung bezeichnet als deren Plan, in erster Linie solche Schriften zu bringen, die eine gewisse Seltenheit erlangt haben, und ferner nicht nur sogenannte „pädagogische Meisterwerke“ zu berücksichtigen, sondern auch „Schriften, die für die Geschichte der Schule und für die Kulturgeschichte im allgemeinen als Quellschriften zu betrachten sind“. Bis jetzt sind 14 Hefte erschienen. Aus ihrer Zahl geht uns direkt das 8. an, eine zum dreihundertjährigen Gedenktage der Geburt des Comenius dargebrachte Gabe, seine „Mutterschule“ in der zuerst 1633 zu Lissa erschienenen deutschen Übersetzung, herausgegeben von Albert Richter. — Auch von den übrigen Veröffentlichungen der Sammlungen liegen manche als wertvolle Quellenstücke im Bereiche des Forschungsgebietes unserer Gesellschaft. Auf alle einzugehen, gestattet der Raum nicht. Hervorgehoben seien Heft 9 und 12: „Raticianische Schriften, I u. II, mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Paul Stötzner. 1892 und 1893.“ Heft 9 enthält: 1) das Memorial des Raticius über seine neue Lehrart, welches der Erzbischof von Mainz dem 1612 in Frankfurt a. M. zur Krönung des Kaisers Matthias versammelten Reichstage vorlegte, 2) den 8 Tage später als Ergänzung veröffentlichten Grundlichen und beständigen Bericht des Raticius, 3) den sogenannten Giessener und 4) den Jenaer Bericht, von Professoren der beiden Universitäten zur Empfehlung des Pädagogen geschrieben, endlich 5) den Giessener Nachbericht. Das 12. Heft bringt: 1) die Artikel von der Lehrkunst, von Jungius und Helwigius in Giessen, 2) Wolfgangi Raticii in Methodum Linguarum generalis introductio, 3) die Anleitung in der Lehrkunst W. Raticii, wohl wieder aus der Feder Helwigs, 4) die den Unterrichtsbrauch des Raticius aufs deutlichste charakterisierenden Köthener Lehrpläne, 5) Drei kleine Schriften aus der Magdeburger Zeit des Raticius und 6) Meyfarts Bericht an Oxenstierna, ein Gutachten des mit Raticius befreundeten Erfurter Professors für den schwedischen Kanzler. — In den beiden jüngsten Heften der „Neudrucke“ erhalten wir „Bernhard Overbergs Schrift Von der Schulzucht. Mit einer Einleitung hrsgg. von Albert Richter (13) und J. B. Basedows Vorstellung an Menschenfreunde. Mit Einleitung und Anmerkungen hrsgg. von Hermann Lorenz (14). B.

In einer Reihe von Aufsätzen der Zeitschrift: *Neue Bahnen. Monatsschrift für Haus-, Schul- und Gesellschafts-Erziehung*. In Verbindung mit über 100 Mitarbeitern herausgeg. von Johannes Meyer (Gotha, Emil Behrend 1893. Preis viertelj. 1,80 M.) behandelt Dr. Rudolf Hochegger, Professor der Philosophie an der k. k. Franz-Josefs-Universität in Czernowitz, „Die Bedeutung der Philosophie der Gegenwart für die Pädagogik“. Dieselben liegen auch in einer ebenso betitelten besonderen Schrift gesammelt vor (*Pädagogische Zeit- und Streitfragen. Flugschriften zur Kenntnis der pädagogischen Bestrebungen der Gegenwart*. Herausgegeben von Johannes Meyer in Osnabrück. 32., 33. u. 34. Heft (VI. Band, 2., 3. u. 4. Heft). Einzelpreis 1,80 M. 132 S. 8^o). Nach einer Erörterung des Verhältnisses der Philosophie zu den Einzelwissenschaften, speziell zur Pädagogik, in der Einleitung (S. 1—17) lehrt uns der Verfasser einige der namhaftesten Philosophen der Gegenwart kennen, die er nach Massgabe der Bedeutung ihrer philosophischen Anschauungen für die Theorie der Pädagogik und der in dieser Beziehung besonders hervortretenden charakteristischen Ausprägung ihrer Lehren ausgewählt hat, und zwar — entsprechend seiner Unterscheidung von drei Hauptrichtungen in der gegenwärtigen Philosophie — als Vertreter der historisch-idealistischen Richtung: Jakob Frohschammer (S. 17 ff.) und Eduard von Hartmann (S. 34 ff.), als Vertreter der naturalistisch-positivistischen: Herbert Spencer (S. 53 ff.), endlich als Vertreter der vermittelnden Richtung: Friedrich Paulsen (S. 67 ff.), Wilhelm Wundt (S. 87 ff.) und Wilhelm Dilthey (S. 116 ff.). Die einzelnen Systeme werden nach ihren Grundzügen dargestellt und der für die pädagogische Theorie in Betracht kommende Ideengehalt herausgehoben und zusammengefasst. Der Schluss: Rückblick und Ergebnisse (S. 126 ff.) betont die Notwendigkeit einer philosophischen Grundlegung der Pädagogik, einer den Anregungen der modernen Psychologie folgenden erkenntnis-theoretischen Bestimmung und voluntaristischen Ausbildung gegenüber der bisherigen einseitig intellektualistischen Richtung. „Eine Ausbildung der Pädagogik auf Grund der Analyse des ganzen Menschen ist noch Aufgabe der Zukunft. Wenn die Pädagogik sich der Philosophie der Gegenwart zuwendet, welche wieder das Bild des ganzen Menschen hervorholt, wird sie die Bausteine zu einer solchen wahrhaft allgemeinen Pädagogik finden. Nur vom Standpunkt der Erkenntnis der ganzen Menschennatur wird auch der Streit der ideal-philosophischen und der realistischen Richtung in der Pädagogik Ausgleich finden. Die Wahrheit kann man nur in der Vermittlung beider, im Realidealismus, wie ihn die meisten modernen Philosophen vertreten, finden.“ K.—r.

Prof. Dr. Rich. Sachse in Leipzig hat als Abhandlung zu dem Jahresberichte des Thomas-Gymnasiums in Leipzig für 1893/94 (1894 Progr. Nr. 543) eine Untersuchung über den Rektor der Thomas-schule **Jakob Thomasius** veröffentlicht, die uns hier deshalb interes-

siert, weil es sich hier um den Vater des grossen Christian Thomasius handelt. Besonders wertvoll sind die Nachrichten über die Familie Thomasius, die Sachse zusammenstellt. Danach stammte die Familie aus Franken, von wo der Grossvater des Schulrektors Jakob (geb. am 27. Aug. 1622) um 1570 nach Weida in Thüringen auswanderte. Christian Thomasius (geb. 1. Jan. 1655, † 23. Sept. 1728) war der älteste von zehn Geschwistern. Merkwürdig ist, dass sich an der Thomasschule um jene Zeit die Träger zweier so berühmter Namen wie Thomasius und Leibniz zusammenfanden; Kollege des Jakob Thomasius war Joh. Friedrich Leibniz (geb. 1632), der Bruder des berühmten Philosophen, Sohn des Leipziger Professors Friedrich und Enkel des Ambrosius Leibniz, der Stadt- und Bergschreiber in Altenberg im Erzgebirge war. Seit dem Tode des Friedrich Leibniz († 1652) übernahm Jakob Thomasius die Professur der Moral, die jener bis dahin inne gehabt hatte. Jakob hat sich als akademischer Lehrer ebenso wie als Schulrektor ausgezeichnet und verdient die Beachtung, die ihm Sachse in seiner Abhandlung widmet, in hohem Grade. K.

Bernh. Münz: Jacob Frohschammer, der Philosoph der Weltphantasie. Breslau, Verlag von S. Schottlaender. Dr. Bernhard Münz in Wien, ein Schüler des am 14. Juni 1893 verstorbenen vielverkannten, aber auch treu bewährten charaktervollen Denkers, des ordentl. Professors der Philosophie an der Universität zu München, Dr. J. Frohschammer, bietet uns hier ein mit ebenso grosser Kenntnis als schriftstellerischer Virtuosität ausgeführtes Lebensbild seines hochverehrten Meisters, welches in hohem Grade geeignet ist, die über ihn noch vorhandenen Vorurteile zu zerstreuen. Er hat damit den Beweis geliefert, dass die Behauptung: seit Kant und seinen grossen Nachfolgern habe sich die philosophische Produktivität des deutschen Geistes für längere Zeit erschöpft, keineswegs begründet ist. Frohschammer ist kein blosser Durchforscher und Sichter des vorhandenen Gedankenmaterials. Er hat als einzelner Charakter eine neue Bahn in der Philosophie gebrochen, auf welcher dieselbe zu einer bisher noch nicht erreichten Fruchtbarkeit für das Leben gelangen kann und wird, er hat den wesentlichen Zusammenhang des menschlichen Geistes mit der allgemeinen Natur mit einem Tiefblick in den Weltprocess nachgewiesen, der einen festen Standpunkt für die Organisation der menschlichen Gesellschaft und zwar besonders ein friedliches und freies Zusammenwirken von Schule und Kirche im christlichen Kulturstaat möglich macht. Schon der hochverdiente Geschichtschreiber der Philosophie, Dr. Heinrich Ritter, hat den Gedanken ausgesprochen, dass wir die Welt nur im Werden erkennen und wir ein absolutes Wissen über das, was jenseits dieses Werdens liegt, nicht erringen können. Frohschammer hat auf diesem Grundgedanken weiterbauend das Princip und die Gesetze dieses Processes nachgewiesen und dadurch der Philosophie eine vermittelnde Stellung zwischen dem pan-

theistischen und materialistischen Monismus errungen, die ihr eine im höchsten Grade klärende und versöhnende Wirksamkeit sichert. Wie wichtig sie dadurch für die Volkserziehung wird, und wie sehr sie dadurch zum Verständnis der durch Comenius begründeten Pädagogik beiträgt, erhellt am deutlichsten aus dem organisatorischen Einfluss, den sie auf das Gesamtleben der menschlichen Gesellschaft übt. Dr. Münz hat darüber nur das Nötige angedeutet, aber es ist genug, um die denkenden Leser zum Studium der Werke Frohschammers selbst aufzumuntern. Dazu möge auch diese Anzeige der ebenso lehr- als genussreichen Schrift des Dr. B. Münz dienen.

B. B.

Der Beweis für das Dasein Gottes und seine Persönlichkeit mit Rücksicht auf die herkömmlichen Gottesbeweise. Von Dr. E. Melzer, Neisse, J. Graveur (G. Neumann) 1895. 101 S., gr. 8°. Diese Schrift verdient, auch in den Heften der Comenius-Gesellschaft anerkennend erwähnt zu werden. War doch für Comenius alles einzelne in der Welt und die ganze Welt eine Leiter, um sich zu Gott zu erheben. Freilich durch Kants einschneidende Kritik, der allenfalls den sogenannten moralischen Beweis für das Dasein Gottes als praktisch wertvoll gelten liess, den theoretischen Wert aller solchen Beweise aber rundweg leugnete, ist das Zutrauen zu denselben in weiten Kreisen tief erschüttert worden. Melzer scheut sich nicht, abweichend von Kant, in Übereinstimmung mit dem katholischen Philosophen Günther, seine Überzeugung dahin darzulegen, dass der verbesserte kosmologische Beweis, welchen man auch den psychologischen nennen könnte, wissenschaftlich unanfechtbar sei. Dieser gehe aus von dem Selbstbewusstsein oder dem Gedanken Ich, erkenne den eigenen Geist oder das Ich als eine Substanz und als Realprincip für alle Kräfte, Thätigkeiten und Zustände des Geistes an, schliesse aber von der Endlichkeit und Beschränktheit dieser Substanz auf das Dasein einer unendlichen und absoluten Substanz und zugleich aus der endlichen Persönlichkeit des geschaffenen Ich auf die absolute Persönlichkeit Gottes des Schöpfers. — Für den Fachmann ist Melzers Schrift besonders wertvoll wegen einer aus den Quellen gearbeiteten trefflichen Darstellung aller Gottesbeweise vom Altertum bis auf die Neuzeit, welche zugleich einer eingehenden, umsichtigen Beurteilung unterzogen werden. Auch Krause ist an zwei Stellen berücksichtigt. Mit Recht wird behauptet, dass die Wesenschauung oder Gottesidee Krauses eines Beweises nicht bedürfe, da sie ja in eigenem Lichte erglänzt und der Grund jeder Beweisführung ist. Was man sonst als Beweise für das Dasein Gottes aufzustellen versucht hat, ist bei Krause zu dem aufsteigenden Teile der Wissenschaft geworden, welcher vom Ich beginnt und streng wissenschaftlich jeden denkenden, wahrheitsuchenden Geist zur Anerkenntnis Gottes emporführt.

Hohlfeld.

Nachrichten.

In Deutschland hatte schon im 17. Jahrhundert, wenigstens innerhalb der lutherischen Kirche, die Überzeugung die Herrschaft gewonnen, dass das Licht des Evangeliums, wie man zu sagen pflegte, im Jahre 1517 aufgegangen sei und dass bis dahin die Finsternis des Papsttums allgemein geherrscht habe. Es ist nicht ohne Interesse, dass die offizielle Vertretung sämtlicher Evangelischen in Mähren (nicht etwa bloss der mährischen Brüder) anderer Überzeugung war, indem sie glaubten, **dass es längst vor Luther Evangelische gegeben haben.** Im Jahre 1610 hatte im Namen des reformierten Kurfürsten von der Pfalz und der deutschen Union der Markgraf von Jägerndorf, Johann Georg (der Bruder des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, geb. 1577, gest. 1624 zu Leutschau in Ungarn), bei dem Landeshauptmann und den evangelischen Ständen eine Werbung angebracht, die die Herstellung einer Verbindung zwischen der Union und den mährischen evangelischen Ständen bezweckte. Unter dem 15. Mai 1610 gaben „Landeshauptmann und evangelische Stände“ — die grosse Mehrheit der Bevölkerung in Mähren war damals evangelisch — hierauf eine Antwort, die in Bezug auf die obige Auffassung interessant ist. Die mährischen evangelischen Stände hätten, sagen sie, die Freiheit ihrer Religion nicht durch die Verleihung eines Fürsten erhalten, sondern als ein „natürliches Recht“ überkommen „und seit zweihundert Jahren in steter Dauer und ungestörter Eintracht mit den Ständen sub una specie (den Katholiken) genossen“. „Bald von Bohemischen Kriegen an, so aus Ursach M. Johann Hussen, heiliger Gedachtnus, Tods entstanden, haben wir (die Stände) uns einer willkürlichen Vergleichnuss gemäss, welche zwischen unsern Vorfahren aufgerichtet, in einer solchen Freiheit, dass einem jeden unter uns, es seie zu dem Glauben unter einerlei oder zu dem Glauben unter beiderlei zu treten und sich desselben zu halten, frei stehen sollte, bishero betragen und erhalten.“ Bei Annehmung des Landesherrn pflegten die Stände beider Konfessionen zu begehren, dass er weder den übrigen Freiheiten, noch der Freiheit der Religion irgend welchen Eintrag thue oder andern gestatte, zu thun. (S. die Urkunde bei Moritz Ritter, Der Jülicher Erbfolgekrieg, München 1877, S. 246.) Hieraus erhellt, dass die Evangelischen in Mähren den religiösen Zustand, in dem sie sich um 1610 befanden, als eine unmittelbare, nicht veränderte Fortsetzung desjenigen evangelischen Gemeinwesens betrachteten, wie es bereits zu Anfang des 15. Jahrhunderts unter ihnen bestand. Dass die evangelische Lehre erst mit dem Jahre 1517 in die Welt gekommen sei, davon wussten sie nichts. — Markgraf Johann Georg war, wie hier noch bemerkt sei, als Herzog von Jägerndorf in eine

nähere Beziehung zu den Evangelischen in Böhmen und Mähren getreten. Vielleicht hängt es damit auch zusammen, dass der Markgraf am 2. Sept. 1613 zur reformierten Kirche übertrat.

Die Hans Sachs-Feier des verflossenen Jahres hat vielfach Veranlassung gegeben, auch des **Meistergesanges**, seines Wertes und Unwertes eingehender zu gedenken, als es sonst in den letzten Jahrzehnten der Fall gewesen ist. Es ist bekannt, dass es üblich war, des Meistergesanges etwa in derselben Weise mit einer gewissen Nichtachtung, ja vielfach mit Hohn und Spott zu gedenken, wie dies bei den sog. Sprachgesellschaften der älteren Zeit (Palmenorden u. s. w.) der Fall war und ist. Es ist erfreulich, dass man neuerdings anfängt, von dieser Beurteilungsweise einigermaßen zurückzukommen. In den Mitteilungen des germanischen Nationalmuseums Jahrg. 1894 S. 25 ff. veröffentlicht Dr. Th. Hampe eine Abhandlung über „Spruchsprecher, Meistersinger und Hochzeitlader, vornehmlich in Nürnberg“, die auf genauer Kenntnis der Originalquellen beruht. Hier ist nun das Schlussurteil, das Hampe abgibt, von besonderem Interesse. Es muss gesagt werden, meint er (S. 69), „dass der Meistergesang der guten Zeit als ein Ausdruck und Zeichen der höchsten Blüte deutschen Städtelebens betrachtet werden will, dass ohne ihn die Reformation eines starken Rückhalts und Untergrundes hätte entbehren müssen, dass ein Hans Sachs ohne ihn niemals das geworden wäre, was er uns noch heute ist, und dass selbst der Meistergesang der Verfallzeit noch unzähligen Menschen das Leben verschönt und die bösen Gedanken gebannt hat. Auch die hohen Verdienste der Meistersinger um Ausbreitung und Weiterbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache harren noch immer der ihnen gebührenden Anerkennung und Würdigung. Mehr als ungerecht wäre es demnach, eine Erscheinung von solcher Bedeutung für unsere Kulturentwicklung mit Spott und Hohn zu übergießen, nur weil sie auch Auswüchse zeitigte und weil sie im Alter welkte, krank und schwach und eben alt wurde.“ — Wir wollen hier auf den oben angedeuteten Zusammenhang dieser Handwerker-Vereinigung mit der religiösen Bewegung besonders hinweisen. Vielleicht findet sich Gelegenheit, später in diesen Heften einmal eingehender darauf zurückzukommen.

Eine ähnliche Bedeutung, wie sie Thomasius für Halle sich erworben hat, besitzt **Johann Clauberg** (geb. zu Solingen 1622, gest. 31. Jan. 1665) für die Universität des Grossen Kurfürsten, für Duisburg. Clauberg war bis zu seiner im Jahre 1651 erfolgenden Berufung nach Duisburg Professor in Herborn gewesen. Hier hatte er sich sowohl das Vertrauen seines Fürsten wie die Liebe seiner zahlreichen Schüler erworben. In Duisburg erwarb er sich einen ausgebreiteten Ruf sowohl unter den Reformierten des Westens wie in den Niederlanden und Frankreich, wo er seine Studien gemacht hatte. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien im Jahre 1691 zu Amsterdam; ihr ist eine Biographie des Verfassers von Hennin vorausgeschickt. Der Grosse Kurfürst nahm von ihm die Widmung der Schrift *De cognitione Dei et nostri an.* Verwandt ist er Thomasius auch durch

seine Betonung der Muttersprache. Leibniz und Wolff haben sich in sehr günstigem Sinne über Clauberg geäußert, der heute viel weniger bekannt ist, als er es verdient. Über Claubergs Stellung im Cartesianismus erschien im Jahre 1891 eine Schrift von Dr. Herm. Müller. Wir werden gern gelegentlich das Andenken des merkwürdigen Mannes in diesen Heften erneuern.

Im Jahre 1660 erschien zu Amsterdam bei Joh. Ravesteyn folgende Schrift: *De bono Unitatis et ordinis disciplinaeque et obedientiae. In ecclesia recte constituta vel constituenda Ecclesiae Bohemicae ad Anglicanam Paraenesis, cum praemissa ordinis ac disciplinae in ecclesiis F. F. Boh. usitatae descriptione.* Widmung an Carl II. von England mit der Unterschrift: **Johann Amos Comenius**, Reliquiarum Ecclesiae F. F. B. Episcopus indignus, solus adhuc superstes. (S. M. H. der C. G. 1892 S. 48.) — Comenius selbst erwähnt in einem Brief an die Synode vom 2. April 1662, dass dies Werk ins Englische übersetzt sei und dass die lateinische Ausgabe in Genf neu aufgelegt worden sei. Soviel uns bekannt, ist die englische Übersetzung bisher nirgends genauer beschrieben worden, weil, wie es scheint, Exemplare sehr selten sind. Kürzlich habe ich durch die Güte des Herrn Antiquars M. Spirgatis in Leipzig ein Exemplar einsehen können; es trägt den Titel: „An Exhortation of the Churches of Bohemia to the Church of England: Wherein is set forth The good of Unity, Order, Discipline and Obedience, in Churches rightly now, or to be Constituted. With a Description premised of the Order and Discipline used in the Churches of the Brethren of Bohemia. Written in Latin, and Dedicated to his most excellent Majesty Charls the Second, in Holland, at his returning into England; If possible it may be for an Accomodation amongst the Churches of Christ. — By **J. Amos Comenius**, the only surviving Bishop of the Remains of those Churches. — London, Printed for Thomas Parkhurst at the Three Crowns etc. 1661.

An erster Stelle findet sich die Widmung an Karl II., dann folgt ein Vorwort „To the Reader“ unterzeichnet von „Joshua Tymarchus“, an dessen Schluss der Verleger Parkhurst ein Verzeichnis der durch ihn besorgten Drucke giebt, das an erster Stelle die Geschichte der piemontesischen Waldenser von Samuel Morland nennt. Daran schliesst sich ein Schreiben To the Church of England unterzeichnet: J. A. Comenius of Moravia. Dann folgt „A Short History of the Slavonian Church etc.“ (S. 9—78) und das Ganze schliesst mit „An Exhortation to the Churches, particularly and by name that of England etc.“ Das Exemplar ist im Besitz des Herrn M. Spirgatis und kostet 25 M.

Inhalt neuerer Zeitschriften.

Historische Zeitschrift. N. F. Bd. 98. 2. Heft: Aufsätze: F. Karst, Alexander der Grosse und der Hellenismus. 2 (Schluss). — K. Haebler, Die Columbus-Literatur der Jubiläumszeit. — Miscellen: Zur Vorgeschichte der Revolutionskriege. — Litteraturbericht. — Notizen und Nachrichten. — Erklärungen (von J. Lulvès und G. von Below).

Histor. Jahrbuch der Görresgesellschaft. 15. Jahrg. Heft 4, 1894. Aufsätze: Lager, Raban von Helmstadt und Ulrich von Manderscheid, ihr Kampf um das Erzbistum Trier. — Jostes, Die „Waldenserbibeln“ und Meister Johannes Rollach. — Kleinere Beiträge: Kampers, Über die Prophezeiungen des Joh. Rupescissa. — Sägmüller, Dietrich von Nim und der Liber pontificalis. — Paulus, Ein katholischer Augenzeuge über Luthers Lebensende. — Rezensionen und Referate. — Zeitschriftenschau. — Novitätenschau. — Nachrichten. — Erklärungen.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. N. F. 105. Bd. Heft 2, 1894: Ludwig Busse, Zur Beurteilung des Utilitarismus. — R. Falckenberg, Die Entwicklung der Lotze'schen Zeitlehre. — J. Zahnfleisch, Zur Kritik der Aristotelischen Metaphysik. — Rezensionen. — Neu eingegangene Schriften. — Bibliographie. — Aus Zeitschriften.

Philosophisches Jahrbuch der Görresgesellschaft. 8. Bd. Heft 1. 1895: E. Rolfes, Die vorgebliche Präexistenz des Geistes bei Aristoteles. — C. Gutberlet, Über Messbarkeit psychischer Akte (Schluss). — J. Nassen, Über den platonischen Gottesbegriff (Schluss). — B. Adlroch, O. S. B., Der Gottesbeweis des hl. Anselm. — Rezensionen und Referate. — Philosophischer

Sprechsaal. — Zeitschriftenschau. — Miscellen und Nachrichten.

Archiv für österreichische Geschichte. 81. Bd. 2. Hälfte 1895: J. Loserth, Sigmar und Bernhard von Kremsmünster. Kritische Studien zu den Geschichtsquellen von Kremsmünster im 13. und 14. Jahrhundert. (Mit 2 Tafeln.) — Franz von Krones, Beiträge zur Städte- und Rechtsgeschichte Oberungarns. — Wilh. Erben, Die Frage der Heranziehung des deutschen Ordens zur Verteidigung der ungarischen Grenze.

Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich. 15. Jahrg. Heft 3 u. 4: Arth. Schmidt, Das Evangelium in Gablonz und Umgebung. — Th. Elze, Die slavonischen protestantischen Ritual-, Streit-, Lehr- und Bekenntnis-Schriften des 16. Jahrh. — A. Nicoladoni, Tauberiana. — Loesche, Ein ungedrucktes Gedicht von Joh. Major. — Scheuffler, Der Zug der österreichischen Geistlichen nach und aus Sachsen. — Th. Unger, Über eine Wiedertäufer-Liederhandschrift des 17. Jahrhunderts. — F. Scheichl, Bilder aus der Zeit der Gegenreformation in Österreich.

Revue internationale de l'enseignement. 15. année, No. 1: M. A. Cartault, L'évolution du talent de Virgile des Bucoliques aux Géorgiques. — M. Charles Gide, Professions libérales et travail manuel. — M. Charles Barneaud, Jefferson et l'éducation en Virginie. — No. 2: Leon G. Pélissier, La matière et les matériaux de l'histoire du premier empire. — Georges Blondel, Notes sur l'enseignement des sciences sociales dans les Universités allemandes. — Jacques Parmentier, De l'éducation de la noblesse anglaise du XVIIe au XVIIIe siècle.

Die Comenius-Gesellschaft

ist zur Pflege der Wissenschaft und der Volkserziehung

am 10. Oktober 1891 in Berlin gestiftet worden.

(Sitz der Verwaltung in Münster.)

Mitgliederzahl 1895: 1200 Personen und Körperschaften.

Gesellschaftsschriften:

1. **Die Monatshefte der C.G.** Deutsche Zeitschrift zur Pflege der Wissenschaft im Geist des Comenius. Herausgegeben von Ludwig Keller. Band 1—3 (1892—1894) liegen vor.
2. **Comenius-Blätter für Volkserziehung.** Mitteilungen der Comenius-Gesellschaft. Der erste und zweite Jahrgang (1893—1894) liegen vor.
3. **Vorträge und Aufsätze aus der C.G.** Zwanglose Hefte zur Ergänzung der M.H. der C.G.

Der Gesamtumfang der Gesellschaftsschriften beträgt 30—32 Bogen Lex. 8°.

Bedingungen der Mitgliedschaft:

1. Die **Stifter** (Jahresbeitrag 10 M.) erhalten alle Schriften. Durch einmalige Zahlung von 100 M. werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
2. Die **Teilnehmer** (Jahresbeitrag 5 M.) erhalten nur die Monatshefte; Teilnehmerrechte können an Körperschaften nur ausnahmsweise verliehen werden.
3. Die **Abteilungsmitglieder** (Jahresbeitrag 3 M.) erhalten nur die Comenius-Blätter für Volkserziehung.

Anmeldungen

sind zu richten an die Geschäftsstelle der C.G., Münster i. W., Wolbeckerstrasse 4a.

Der Gesamtvorstand.

Beeger, Lehrer u. Direktor der Comenius-Stiftung, Nieder-Poyritz b. Dresden. **Dr. Borgius**, Ep., Konsistorial-Rat, Posen. **Dr. Höpfner**, Geh. Ober-Reg.-Rat und Curator der Universität in Göttingen. **Prof. Dr. Hohlfeld**, Dresden. **M. Jablonski**, Berlin. **Israel**, Schul-Rat, Zschopau. **Archiv-Rat Dr. Ludw. Keller**, Staatsarchivar, Münster i. W. **Dr. Dr. Kleinert**, Prof. und Oberkonsistorial-Rat, Berlin. **W. J. Leendertz**, Prediger, Amsterdam. **I. Prof. Dr. Markgraf**, Stadt-Bibliothekar, Breslau. **Dr. Dr. G. Loesche**, k. k. ordentl. Prof., Wien. **Jos. Th. Müller**, Prof. der Kirchengeschichte, Gnadenfeld. **Dr. Pappenheim**, Prof., Berlin. **Dr. Otto Pfeiderer**, Prof. an der Universität Berlin. **Dr. Rein**, Prof. an der Universität Jena. **Univ.-Prof. Dr. Rogge**, Amsterdam. **Sander**, Schulrat, Bremen. **Heinrich, Prinz zu Schönau-Carolath**, Schloss Amtitz. **Dr. Schneider**, Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat u. vortragender Rat im Kultusministerium, Berlin. **Dr. Schwalbe**, Realgymn.-Direktor u. Stadtverordneter, Berlin. **Dr. Th. Toeche-Mittler**, Hofbuchhändler, Berlin. **A. Vávra**, Prof., Prag. **Dr. Wätzoldt**, Prov.-Schulrat in Magdeburg. **Dr. Wattenbach**, Geh. Reg.-Rat u. Prof. an der Univ. Berlin. **Weydmann**, Prediger, Crefeld.

Stellvertretende Mitglieder:

Dr. Th. Arndt, Prediger an S. Petri, Berlin. **Dr. Benrath**, Prof. an der Universität Königsberg. **Wilh. Böttcher**, Prof., Hagen i. W. **Phil. Brand**, Bankdirektor, Mainz. **Dr. Comba**, Professor am theol. Seminar der Waldenser, Florenz. **Realgymn.-Direktor Dr. Cramer**, Mülheim a. Rh. **H. Fechner**, Professor, Berlin. **Univ.-Prof. Dr. Hilty**, Bern. **Gymnasial-Direktor Dr. Heussner**, Kassel. **Oberstlieut. a. D. Dr. M. Jähns**, Berlin. **Dr. Herm. v. Jireček**, k. k. Ministerialrat, Wien. **Dr. Kunze**, Gymnasial-Direktor, Lissa (Posen). **Prof. D. Dr. Kvacala**, Dorpat. **Launhardt**, Geh. Regierungsrat und Prof., Hannover. **Univ.-Prof. Dr. H. Suchier**, Halle a. S. **Prof. Dr. Neseemann**, Lissa (Posen). **Archiv-Rat Dr. Prümers**, Staatsarchivar, Posen. **Rektor Rissmann**, Berlin. **Landtags-Abgeordneter von Schenkendorf**, Görtitz. **Dr. G. Schmid**, St. Petersburg. **Slamenik**, Bürgerschul-Direktor, Prerau. **Univ.-Professor Dr. von Thudichum**, Tübingen. **Freiherr Hans von Wolzogen**, Bayreuth.

Schatzmeister: **Bankhaus Molenaar & Co.**, Berlin C 2, Burgstrasse.

Verzeichnis der Pflgeschäften der C. G.

Eine vervollständigte Liste wird demnächst erscheinen.

(Der Buchstabe **B** hinter dem Namen bedeutet „Bevollmächtigter im Ehrenamt“, der Buchstabe **G** „Geschäftsführende Buchhandlung“ und der Buchstabe **V** Vorsitzender einer C.Z.G. oder C.K.)

- | | |
|--|---|
| Altona: F. L. Mattigsche Buchh. G | Leipzig: J. C. Hinrichs'sche Buchh. G |
| Aldorf: Sem.-Lehrer a. D. J. Böhr. B | Lengerich: Rektor O. Kemper. B |
| Amsterdam: Univ.-Prof. Dr. Roggé. V | Lennepe: Prof. Dr. Witte, Kreisschulinsp. V |
| „ Buchh. v. Joh. Mütler. G | „ Buchh. v. R. Schmitz. G |
| Augsburg: J. A. Schlossersch. Buchh. G | Lippstadt: Realgymn.-Dir. Dr. Schirmer. B |
| Barmen: Buchh. v. Adolf Craeper. G | Lissa i. P.: Prof. Dr. Nesemann. B |
| Bartenstein (Ostpr.): Oberlehrer Dr. Lentz. B | „ Buchh. v. Friedrich Ebbecke. G |
| Bayreuth: Buchh. v. B. Ciessel. G | London: Buchh. v. Williams and Norgate. G |
| Berlin: Buchh. v. F. Schaeider u. Co., W. Leipz. Str. 158. G | Lüdenscheid: Dr. med. Boecker. B |
| Bremen: Dr. E. Brenning, Realgymn.-Lehr. B | Magdeburg: Buchh. v. Heinrichshofen. G |
| „ Buchh. v. H. W. Silomon. G | Mainz: Bankdirektor Brand. B |
| Breslau: Buchh. v. L. Morgenstern. G | „ H. Quasthoffs Buchh. G |
| Bunzlau: Buchh. v. Ernst Muschket. G | Melningen: Oberkirchenrat D. Dreyer B |
| Cottbus: Buchh. v. Carl Brodbeck. G | Mühlhausen i. Th.: Diakonus J. Clüver. B |
| Crefeld: Weydman, Pastor. B | München: Schulrat Dr. Rohmeder. B |
| Czernowitz: Prof. Dr. Hohegger. V | „ Hofbuchh. v. Max Kellerer. G |
| „ Buchh. v. H. Pardini. G | Münster: Buchh. v. Obertüschchen. G |
| Christiania: Buchh. v. Cammermeyer. G | Neuwied: Prediger Siebert. B |
| Danzig: L. Sauniers Buchh. G | Nordhausen: Oberlehrer Dr. Nägler. B |
| Detmold: Sem.-Direkt. Sauerländer. B | „ Förstemannsche Buchh. G |
| „ C. Schenks Buchh. G | Nürnberg: Postmeister Aug. Schmidt. B |
| Dortmund: Realgymn.-Dir. Dr. Auler. B | „ Buchh. v. Friedr. Korn. G |
| Dresden: H. Burdach, K. S. Hof-Buchh. G | Oschatz: Sem.-Oberl. Ernst Hänsch. B |
| Düsseldorf: Buchh. v. Herm. Michels. G | Osnabrück: Pastor Lic. theol. Spiegel. B |
| Einbeck: Oberlehrer Dr. Ellissen. B | „ Buchh. v. Rackhorst. G |
| „ Buchh. v. H. Ehlers. G | Paris: Buchh. v. Fischbacher. G |
| Eisenach: Sem.-Dir. E. Ackermann. B | Posen: Buchh. v. Friedrich Ebbecke. G |
| „ Buchh. v. Bäreck. G | Potsdam: Buchh. v. R. Hachfeld. B |
| Elbing: Oberlehrer Dr. Bandow. B | Prag: Buchh. v. Fr. Rivnáč. G |
| „ Buchh. v. Leon Saunier. G | Prerau (Mähren) Direktor Fr. Slaměnik. B |
| Elberfeld: Buchh. v. B. Hartmann. G | Quedlinburg: Rektor Ed. Wilke. B |
| Emden: Haynelse Buchh. G | „ Buchh. v. Christ. Vieweg. G |
| Frankfurt a. M. Detloffsche Buchh. G | Remscheid: Hauptlehrer R. Lambeck. V |
| Giessen: Ferbersche Univ.-Buchh. G | „ Buchh. v. Herm. Krumm. G |
| Glogau: Oberlehrer Baehnisch. B | Rostock: Dir. Dr. Wilh. Begemann. B |
| „ Buchh. v. C. Reissner's Nachfolger. G | „ Stillersche Hof- u. Univ.-Buchh. G |
| Gotha: Oberschulrat Dr. von Bamberg. B | Ruhrort: Buchh. v. And'ae u. Co. G |
| Görlitz: Gymn.-Dir. Dr. Eitner. B | Sagan: Kreisschulinspektor Arndt. B |
| Guben: Buchh. v. Albert König. G | „ Buchh. v. W. Daustein. G |
| Hagen (Westf.): Prof. W. Böttcher. V | Schleswig: Buchh. v. Julius Bergas. G |
| „ Buchh. von Gustav Butz. G | Soest: Lehrer W. Handtke. B |
| Halle a. S.: Univ.-Prof. Dr. Uphues. B | „ Rittersche Buchh. G |
| Hamburg: Oberlehrer Dr. Dissel. B | Stade: Direktor Dr. Zechlin. B |
| „ C. Gassmanns Buchh. G | „ Schaumburgsche Buchh. G |
| Hamm: Rektor Bartholomacus. B | Stettin: H. Dannenbergsche Buchh. G |
| Hannover: Realgymn.-Dir. Ramdohr. B | Stockholm: Dr. N. G. W. Lagerstedt. B |
| „ Buchh. v. Ludwig Ey. G | „ Hofbuchh. v. C. E. Fritze. G |
| Heidelberg: Direkt. Dr. Thorbecke. B | Strassburg i. Els. Sem.-Dir. Paul Zänker. B |
| Herborn: Prof. Dr. Zimmer. B | Wesel: Buchh. v. Karl Kühler. G |
| Jena: Inst.-Direktor Pfeiffer. V | Wien: Buchh. v. A. Pichlers Wwe. u. Sohn. G |
| „ Döbereinersche Buchh. (Rassmann) B | Wiesbaden: Gymn.-Oberl. Dr. Hochhuth. B |
| Kassel: Gymn.-Dir. Dr. Heusser. B | „ Buchh. v. Felix Dietrich. G |
| „ Buchh. v. M. Brunnemann & Co. G | Zehopau: Schulrat A. Israel. B |
| Königsberg i. Pr. Graefe & Unzersche Buchh. G | Zürich: Buchh. v. Meyer & Zeller. G |
| Lauban: Buchh. v. Denecke. G | Zwickau: Oberl. Dr. P. Stötzner. B |